



# DR. HERMANN STERNBERG DU SOLLST NICHT VERGESSEN!



## Motto

Wissen Sie nicht, was in dieser Welt geschieht? Waren Sie nicht selbst ein Verfolgter und ein Opfer? ....Hören Sie nicht das letzte Aufstöhnen, den Marterschrei und das Verroecheln der Millionen, die zuerst entehrt und dann gefoltert und massakriert wurden? Ist es nicht Ihre Pflicht und Schuldigkeit, keinen Augenblick wegzusehen und fortzuzuhören von dieser ungeheuren Wirklichkeit, die das tollste Visionengewimmel eines traumenden Qualdaemons an Phantastik ins Nichts zurueckwirft und dabei doch schlussgerecht ist wie eine mathematische Ableitung? Welche hoehere Aufgabe haetten Sie als diese, den Marterschrei und das Roecheln der Gefolterten festzuhalten und erstarren zu lassen im gepraegten Wort, fuer die letzte Zeitspanne wenigstens, in der Erlebnis und Ausdruck einer Generation der Kommenden verstaendlich bleibt?

(Franz Werfel, Stern der Ungeborenen)

Du sollst nicht vergessen

Du warst in Transnistrien. Du sahest die Schrecken der Hoelle, und fandest die Wirklichkeit, wie Du sagst, noch grauenvoller als die phantastischen Bilder Dantes. Aber Du liessst nicht alle Hoffnungen fahren, als sich hinter Dir die Tore schlossen und Du kehrtest wieder. Beneidenswerter.

Wie, Du wendest Dein Gesicht ab und bittest mich, nicht weiter in dich zu draengen? Du willst vergessen, was sich so tief in deine Seele eingegraben hat, dass dich noch jetzt nach Jahren Entsetzen erfasst, wenn die Erinnerung entschwundene Bilder wachruft?

Du solltest nicht vergessen. Wenn Leben Erleben bedeutet, so hast du aus dem Born des Lebens tiefer und voller geschoefft, als viele die vor dir waren und zahlreiche Mitlebende, welche eine naive Auffassung gluecklicher nennt. Du bist reich, glaube mir, reicher als die Bekannten, welche ihren Besitz und ihr Vermoegen behalten durften, weil deine Seele, durch Leiden gestaehlt, einen unversiegbaren Schatz birgt, in dem Abwehrkraefte gegen alles Ungemach tief eingebettet liegen. Du bietest den Leiden Trotz, du kennst sie gut und bist ihr Herr.

Ich weiss, was Du fuehltest, als an jenem grauenvollen Morgen Beauftragte Dich und die Deinen aus den Betten rissen und euch wie raeudige Hunde aus der Wohnung stiessen, aus dem Heime, das du in harter Lebensarbeit fuer dich und die Familie geschaffen, auf die Strasse zerzten, als ihr vor den Augen gaffender Nachbarn nebst vielen anderen zur Station getrieben wurdet, um in verschlossenen Lastwagen, hungernd und duerstend, in den sicheren Tod befoerdert zu werden. Du konntest es nicht fassen, dass sich das Rad der Weltgeschichte um viele Jahrtausende zurueckzubewegen schien, dass, nachdem Stroeme von Blut geflossen sind, damit die Menschheit Menschlichkeit lerne, nach der Abschaffung der Sklaverei und nach der anscheinend erreichten Befreiung des Einzelnen unschuldige Menschen ohne Verhoer, ohen Richterspruch, nur deswegen, weil sie Juden waren, schutzlos dem Verderben preisgegeben wurden, dass Kinder in der Wiege, Frauen und Greise, Gesunde und Kranke, Sieche und Wahnsinnige unterschiedlos ins nackte Elend, ins grausige Nichts hinausgestossen wurden. Gewiss, es fiel dir schwer zu glauben, dass unvermittelt und ploetzlich das Weltgewissen verstummte und sich nicht mehr regte, das Gewissen jener Welt, die vor wenigen Jahrzehnten entsetzt war, als die Zeitungen die Nachricht brachten, dass in Istambul Strassenkoeter gesammelt, verladen und zu Schiffe auf eine oede Insel gebracht und dortselbst ausgesetzt wurden. Und doch hatte diese Massnahme einen Sinn: erstens sollte die Stadt von einer laestigen Plage befreit werden und zweitens konnte eine andere Art der Vertilgung nicht in Betracht kommen, weil die Religion die Toetung verbot. Wie hatte sich die Welt veraendert. Menschen galten weniger als Tiere, in ihrer Vernichtung lag Methode, aber keine Vernunft. Hatte es einen Sinn, das Leben auch nur um Stunden zu verlaengern? Aber, wie du mir einmal erzaehltest, du sahest den Mond und die Sterne die gewohnten Bahnen durchschreiten, die Sonne auf- und untergehen, du merktest den Wechsel der Jahreszeiten. Also war die goettliche Natur die gleiche geblieben.

## In einem Kolchoze 1942

Im Kolchoze sind seit mehreren Wochen ungefaehr 500 Menschen einquartiert. Sie liegen im Pferdestall, den Kopf auf dem Rucksack stuetzend, dicht beieinander. Die andauernde Kaelte, die nicht zu behebende Feuchtigkeit, der Mangel an Nahrung, der Schmutz vor dem man sich nicht schuetzen kann, all dies hatte die von Einsichtigen schon laengst vorausgesehene und unvermeidliche Folge: es brachen Krankheiten aus. Die Ungluecklichen wussten kaum, um welche Erkrankung es sich handle. Wie man spaeter erfuhr, war es in den meisten Faellen das Fleckfieber in den verschiedensten Formen. Aertzliche Hilfe wurde ihnen nicht zuteil. Die wenigen Aerzte unter ihnen lagen meist selbst krank darnieder. Medikamente gab es meist ueberhaupt nicht.

Das Sterben war allgemein. Jeden Morgen kamen 2 o 3 rumaenische Gendarmen und besichtigten die Lagerstaetten. Wo sie einen Toten oder Sterbenden erblickten - es wurde in diesem Falle keine Unterscheidung gemacht -, nahmen sie die Gepaeckstuecke weg, rissen wertvolle Kleider, wie Schuhwerk, Winterwaesche, Pelzmuetzen und anderes buchstaeblich vom Leibe, machten sich mit dieser Beute auf den Weg und befahlen dem juedischen Gruppenfuehrer fuer die Fortschaffung der Leiche zu sorgen.

Das Schauspiel wiederholte sich taeglich. Entsetzen und Verzweiflung bemaechtigte sich der Ungluecklichen. Sie suchten um jeden Preis den Ort des Grauens zu verlassen. Man erzaehte, dass im nahen Bershad Unterkunftsmoeglichkeiten bestaenden und dass die Wenigen, die von der Gendarmerie dorthin gebracht worden waren, trotzdem die Kleinstadt wenig biete, immerhin hinsichtlich der Verpflegung und aertzlichen Hilfeleistung Vorteile haetten. Bald war der landesuebliche Weg zum Gendarmeriekommandanten gefunden. Er liess sich herbei zu gestatten, dass diejenigen die in der Lage waren, gewisse Taxen zu entrichten nach Bershad uebersiedeln. Andere, besonders solche, die nicht mehr imstande waren, mit Geld oder Wertgegenstaenden die Erlaubnis zu erkaufen, fluechteten im Dunkel der Nacht, und es gelang vielen, den Ort ihrer Sehnsucht zu erreichen.

Kolchoz, Dezember 1941

Der Tod haelt Ernte

I.

Frau R. B. liegt im Fieber. Die Lippen beben. Die Kranke spricht im Delirium. Vorsichtig neigt sich die Tochter ueber ihr Lager, sie schiebt den Rucksack, auf dem die Kranke den Kopf gestuetzt haelt, zurecht und versucht das Stroh auf dem nassen Lehmboden aufzuheckeln.

Gestern hatte sie fuer ein Paar tadelloser Schuhe zwei Liter Milch von einer Baeuerin erstanden. An andere Krankenkost konnte man nicht denken. Nun will sie ein Loeffelchen Milch - wie gerne haette sie es gezuckert, aber - der Mutter einfuehren, doch umsonst, die Kranke haelt den Mund geschlossen, und verweigert jegliche Nahrungsaufnahme.

Im Raume ist die Luft widerlich suess, mehr als 300 Menschen schwatzen, stoehnen, streiten, schreien durcheinander, Kinder weinen, Soldaten kommen und gehen und stossen Flueche aus, wobei ihre Stimme droehnt, als ob Steine ueber eine steile Felsenmauer in die Tiefe kollerten.

Die kranke Frau klagt ueber Kopfschmerzen. Sie laesst sich von der Tochter bereden und nimmt ein wenig Milch zu sich. Sie fuehlt sich anscheinend erleichtert. Die Tochter versteht ihr Gefluenster. Sie aeussert Sehnsucht nach dem fernen Sohne, dem suessen Enkelkind, das ihrem Alter Sonne und Waerme war .... Sie schlummert ein wenig.

Am naechsten Morgen wurde sie von Juden wortlos auf den Begraebnisplatz getragen.

II.

Es ist Nacht. Lehrer R. liegt auf der Pritsche. Seine Frau sitzt neben ihm. Sie kann im Dunkel seine Zuege nicht sehen, aber sie hoert, wie sein Atem keuchend geht. Bis vor drei Tagen hatte er Lebensmut, seine kraeftige Gestalt schien den Leiden zu trotzen, er war zuversichtlich und spendete seiner Gattin Trost. „Warte nur“, hatte er gesagt, „warte nur, Liebe, und Du wirst sehen, dass wir nicht ganz vergessen sind. Das Weltgewissen wird erwachen und es wird Hilfe kommen. Auf die Dauer kann und wird die Regierung ihre Verbrechen nicht fortsetzen, sie wird, auch wenn die Kriegspsychose heute noch alle befallen hat auf die Stimme der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit hoeren muessen“. Aber welche Veraenderung ist ploetzlich eingetreten. Sie konnte es nicht fassen und musste sich muehsam die Einzelheiten ins Gedaechnis rufen.

Zwei unbekannte Maenner hatten ihn gestuetzt, als er von einem Gange ins Freie zurueckkehrte. Er blutete aus mehreren Wunden am Kopfe, am Nacken, auf der Schulter. Allmaehlich hatte sie erfahren, was geschehen war. Soldaten hatten ihn unter Pueffen aufgefordert, die Latrine zu reinigen. Er war unvorsichtig genug, ihnen zu sagen, diese Arbeit sei eines Reserveoffiziers unwuerdig. Diese Worte reizten die Bestien in Menschengestalt zu wahnsinnigem Zorn. Sie stuerzten sich auf ihn und bearbeiteten ihn mit den Faeusten und Gewehrkolben, bis er blutueberstroemt zusammenbrach. Noch gestern sagte er, als er sich fuer kurze Zeit erleichtert fuehlte, er werde es nicht verwinden koennen, dass er geschlagen wurde, Schmerzen koennte er ertragen, jedoch nicht, dass seine Menschenwuerde so schmaehlich verletzt wurde. Trostworte waren vergeblich, sie blieben unbeachtet. Eine unueberwindliche Schwermut hatte von ihm Besitz ergriffen. Er sprach wenig und zitterte, ob vor Schmerz oder Kaelte konnte sie nicht wissen, an Haenden und Fuessen. Und schon seit zwei Tagen verweigert er jede Nahrungsaufnahme. Gott o Gott, wie wird das enden?

Sie neigt sich zu ihm, sein Atem wird schwächer. Er scheint auszusetzen. Sie hoert ihn nicht mehr. Eine nie gekannte Angst befaellt sie, sie sucht im Dunkel seine Hand zu fassen, sie nennt seinen Namen, sie bittet um ein Wort, umsonst. „Ein Streichholz, zuendet ein Streichholz an“, schreit sie in den finsternen stickigen Raum hinein. „Wo nehmen wir Streichhoelzer her? Wissen Sie nicht, dass eine Schacht 10 Rubel kostet?“ Aber es gibt unter Juden doch immer menschliches Mitgefuehl. Eine Nachbarin hat ihre letzte Kerze angezueudet und leuchtet in das Gesicht des Toten. Mit einem gellenden Aufschrei stuertzt die Frau ohnmaechtig ueber den Leichnam ihres Mannes.

III.

„Evchen, gib mir die Eimer, ich hole Wasser“. Der starke 50-jaehrige Mann nahm die Blechgefaesse aus der Hand seiner Frau und ging im Schneegestoeber gemaechlich zum Brunnen.

In der Naehe des Brunnens stand das Badehaus, das heute von Soldaten benuetzt wurde. Eine Gruppe wartete draussen, bis sie an die Reihe kam, und vertrieb sich die Zeit mit rohen Scherzen. Die Juden, die zum Brunnen kamen, waren das willkommenen Ziel ihres Spottes. Manche kehrten um, als sie in der Ferne das Gemurmel merkten. Nicht aber Josef. Sein Evchen brauchte das Wasser dringend, also musste er es bringen. Unbekuemmert um das Lachen und die von ihm weder gehoerten noch verstandenen Worte der Soldaten, befestigte er die Rebschnur an dem Kuebel und bueckte sich ueber die Ballustrade, um das Wasser zu schoepfen. In diesem Augenblicke verspueerte er einen heftigen Stoss. Es fehlte nur wenig, und er waere in den Brunnenschacht gefallen. Eine Lachsalve erdroehnte. Hinter ihm stand ein Soldat und andere liefen auf ihn zu. Mit gierigen Wolfsaugen beguckten sie ihn und wieherten vor Vergnuegen. „Jidanule, wo hast Du die Muetze gestohlen?“ Der diese Worte hervorstiess, riss ihm mit der einen Hand die schoene Pelzmuetze vom Kopfe, mit der anderen versetzte er ihm einen Kolbenhieb, dass er blutueberstroemt zu Boden fiel. Die Umstehenden lachten zu dem Heldenstueckchen ihres Kameraden Traenen.

Als er auf dem Boden lag, wurden seine Taschen durchstoebert und alles weggenommen, was irgendwie Wert hatte. Zuletzt wurden ihm die Schuhe ausgezogen und der Mantel gestohlen. In desolatem Zustand wurde er ins nahe Spital geschafft. Als eine Frau ihn besuchte, fand sie einen Sterbenden. Mit schwacher Stimme erzaehlte er, was ihm zugestossen war. In der folgenden Nacht hauchte er seine Seele aus.

Der Zug haelt vor dem Steinbruch. Man sucht Orientierung. Zwischen den Felsen erglaenzet ein See mit spiegelklarem, himmelblauen Wasser, zur linken ragt eine steile Felswand malerisch in die Hoehe. Schweift der Blick nach rechts, so bleibt er auf einer Anhoehe haften, deren Gipfel ein Plateau bildet. Dort erheben sich mehrere groessere und kleinere Gebaeude, die ehemaligen Quartiere der zu diesem Zwangsaufenthalt verurteilten russischen Haeftlinge.

Man erraet, dass wir diese Quartiere nunmehr beziehen werden. Der Vergleich zwischen unserer Lage und der der Strafgefangenen von ehemals draengt sich wie von selbst auf, er faellt zu unseren Ungunsten aus. Um wieviel besser hatten es Jene. Sie wussten, was man ihnen zur Last legte, die Strafe war zeitlich begrenzt, sie erhielten Verpflegung, lebten im Winter in geheizten Raeumen, konnten in Briefverkehr mit der Aussenwelt stehen, hatten Buecher und Zeitungen, hatten ein Beschwerderecht gegen etwaige Uebergriffe der Administration, und anderes mehr. Wir jedoch mussten auf alle diese Vorteile verzichten, an uns wurde ein behoerdlich autorisierter Raubmord veruebt, (nachdem die Ungluecklichen aus den Wohnungen vertrieben worden waren, wurden diese versiegelt und ein Zettel angebracht: averea statulei (Staatsvermoegen), der Raub ist sofort zur Ausfuehrung gelangt, die Ermordung wurde aufgeschoben. Wir wurden gleichsam in ein tiefes Wasser geworfen mit der Weisung zu schwimmen. Wer nicht schwimmen kann, muss ertrinken. Wer nicht ertrinkt wird frueher oder spaeter an Hunger, Kaelte oder an anderen schrecklichen Epidimien zugrunde gehen. Alle wissen es, nur wenige sprechen darueber. Es formierte sich der Zug resignierter Menschen, Menschen jeglichen Alters, jeglichen Standes. Man will die Anhoehe hinaufsteigen, es plagt einen die Neugierde, wie die Quartiere beschaffen sind. Man hofft auf Stroh, auf Pritschen, auf eine Kueche. ....

Man sieht zwei rumaenische Gendarmen die Anhoehe heruntersteigen. Sie schauen finster vor sich, man hoert sie schreien und fluchen. Wir duerfen nicht hinauf, wir muessen hier bleiben und auf weitere Weisungen warten.

Die Stunden vergehen. Man kauert auf Gepaeckstueecken muede im Grase. Es dunkelt. Die Kinder schlafen ein. Es wird Nacht. Die Nacht ist kuehl, das Gras taufeucht. Die meisten breiten Decken aus, man lagert im Freien.

Hunger und Kaelte peinigen. Man findet keinen Schlaf. Es wird morgen, da die Gendarmen noch schlafen, wagen sich einige Juden, die schon seit Wochen auf dem Plateau wohnen, in unsere Naehe. Sie berichten uns, dass wir erst durch die Entlausungsstation gehen muessen, ehe wir die Erlaubnis erhalten, die Quartiere zu belegen, dass diese nichts enthalten, ausser einem morschen Bretterfussboden, dass Tueren und Fenster fehlen, und dass fuer alle sicherlich nicht Raum sein wird. Man hoert die Berichte und laesst die Koepfe haengen. So sieht das Ende aus. Wer kann Rettung bringen?

Den Gedanken an Rettung, Hoffnung auf die eigene Zukunft, auf Ueberleben, muss man jedoch vor der Hand als eitel zurueckweisen. Eben jetzt werden drei Tragbahren zur nahen Begrabnisstaette am Ufer des Bugs von je vier Juden an uns voruebergefuert, auf denen juedische Leichen liegen. Arme und Beine, nur von Haut bedeckte Knochen, baumeln an den Raendern der schmalen Bahre. Entsetzen erfasst alle, jeder glaubt die unausgesprochene Frage des anderen zu hoeren: „Wann kommt die Reihe an uns?“

Grundlos mussten ungefaehr 2000 Menschen drei Tage und drei Naechte am Ufer des Bugs im Freien kampieren, ehe sie die Erlaubnis erhielten mit ihren Gepaecken den Abhang hinanzusteigen. Die Entlausung wurde erlassen, wenn man eine betraechtliche Taxe erlegte. Die Taxe war fuer ein niedriges Individuum, einen ehemaligen Spitalsdiener des juedischen Spitals in Czernowitz, mit Namen Ledermann bestimmt. Angeblich soll er sich mit der rumaenischen Gendarmerie geteilt haben. Wer nicht gewillt war oder nicht in der Lage war sie zu bezahlen, musste die Prozedur durchmachen, bei der ihm die Kleider verbrannt wurden. Die Gewarnten zahlten.



Steinbruch, Juli 1942

Im Tale des Bug lehnt sich ein schmuckes Bauernhaus an den Fuss eines Felsenabhanges. Die kleinen Fenster mit den blankgeputzten Scheiben und den weissen Gardinen lassen Behaglichkeit vermuten und das hochstrebende Dach scheint den friedlich ruhigen Raum gegen den Laerm der Aussenwelt abzusondern, wie eine Henne, die mit den Fluegeln ihre Brut schuetzt.

Und doch geht von diesem Hause eine Unruhe aus, die 2000 unglueckliche Menschen in steter Spannung haelt. Hier wohnt der Sanitaetsunterleutnant. Sein Name ist nur wenigen bekannt, aber alle fuerchten ihn. Die Kinder wagen es auch nicht jenen Teil des Strandes zu benuetzen, der seinem Wohnhause vorgelagert ist.

Er zeigt sich selten, meist schlaeft er tagsueber, da er die Naechte, besonders wenn er den Besuch von Kumpanen empfaengt, mit wuesten Orgien ausfuellt. Wenn er jedoch in Aktion tritt, dann gibt es immer eine aufregende Sensation. Man weiss es und richtet sich danach.

Wie ein Lauffeuer verbreitet sich im Lager die Nachricht, dass der Unterleutnant den Abhang der zum Plateau fuehrt, hinansteigt. Alle Gruppenfuehrer erfasst eine unsaegliche Angst, alt und jung greift nach Spaten, nach Besen und anderen Behelfen, um innerhalb und ausserhalb der Baracke zu fegen und alles wegzuschaffen, was dem Wueterich Anlass zum Einschreiten geben koennte. Kein Kieselsteinchen bleibt auf seinem Platze. Hatte man doch erfahren, dass er in einer Versammlung der Juedischen Barackenaufseher auseinandersetzte, er haette ueber die Erhaltung seiner Vorschriften zu wachen; sollte die von ihm trotzdem erwartete Flecktyphusepidemie ausbrechen, dann wuerde er das Lager mit einem Stacheldraht umgeben und in 5-6 Tagen wuerde keine lebende Menschenseele mehr zu finden sein. Man weiss, dass er nur dann aufrichtig ist, wenn er droht. Es zweifelt daher niemand an dem Ernst seiner Absichten. Kranke muss man besonders tarnen, damit sie seinen Augen entgehen, sie liegen in jeder Baracke hinter einem Wall von Rucksaecken.

Der Unterleutnant kommt niemals allein. Vor ihm schreiten 2-4 bewaffnete Soldaten, hinter ihm die gleiche Zahl. In Kriegszeiten scheint ihm erst recht die Vorsicht die Mutter der Weisheit zu sein. In den Haenden schwingt er die Reitpeitsche, die schwarzen Aeuglein schauen listig bald nach rechts, bald nach links. Die dunkelbraune Farbe des Gesichtes, die kleine Nase und der schmale schwarze Schnurrbart, der einen zusammengekniffenen Mund ueberwoelbt, auch der leise, gleichsam tastende Gang machen den Eindruck des Triebhaften, Raubtieraehnlichen.

Schon ist er auf dem Plateau angekommen, mehrere junge Leute, die sich um die Reinhaltung des Platzes bemuehten, haben Aufstellung genommen, um dem Gestrengen Rede zu stehen und allfaellige Auftraege entgegenzunehmen.

Wer ist Itzkowitz?

Itzkowitz ist ein Dieb. Seht, wie sich der grosse starke Junge sonntags auf den Marktplatz schleicht, behutsam nach allen Seiten ausschaut. Sein blonder Haarschopf flattert im Winde, seinen fleischigen Stiernacken haelt er gebueckt, die blauen glanzlosen Augen sind halb geoeffnet, die Nuestern beben. Er blickt in eine bestimmte Richtung, er laechelt, er hat sein Opfer erwaeHLT. Eine ukrainische Baeuerin hockt auf dem Rasen und hat vor sich eine Schuessel mit Butterstollen stehen. Kauflustige Frauen umringen sie, man kostet, man feilscht. Das Gedraenge wird immer groesser. Auf diesen Moment hat Itzkowitz gewartet. Er wirft sich hinter dem Ruecken der Umstehenden zu Boden, als wuerde er einen Gegenstand aufheben wollen, und zwischendurch streckt er seinen Arm aus. Ein kuehner Griff, und das Butterstueck ist in seiner Had, einen Augenblick danach hat er es im Munde und schluckt gierig den fetten, zerfliessenden Nektar. Selbstverstaendlich macht er sich schleunigst aus dem Staube, um spaeter mit gleichem Erfolge das Experiment zu wiederholen.

Itzkowitz ist ein Held. Bisweilen bemerkt die Baeuerin den frechen Diebstahl. Sie fasst rechtzeitig die Faust, die verwegen in ihren Besitz eingreift. Itzkowitz erhebt sich mit Katzensgeschwindigkeit und sucht das Weite. Die Baeuerin laesst ihre Ware im Stich und setzt ihm nach, in der Hand einen maechtigen Stein schwingend. Da er schneller laeuft und der Abstand zwischen den beiden immer groesser wird, schleudert die Baeuerin fluchend in wuetendem Zorn den Stein gegen das Hinterhaupt des Uebeltaeters. Diesmal hat sie getroffen. Ein Blutstrom stuerzt aus der Wunde und rieselt in den Naken und Ruecken. Sie hat sich geraecht. Auch wenn der Schaden gross ist - Itzkowitz hat die Butter noch waehrend der Verfolgungsjagd verschlungen - fuehlt sie sich von der vollzogenen Bestrafung befriedigt und mit einem saueren Laecheln bietet sie die restliche Butter an. Aber Itzkowitz hat sie keines Blickes gewuerdigt. Aufrecht und stolz tritt er davon, unbekuemmert um die Baeuerin, unbekuemmert um die klaffende, blutende Wunde auf seinem Kopfe. Er ist ein ganzer Mann, Sieger im Kampfe um die Existenz, ein Held sui generis.

Itzkowitz ist ein Wohltaeater. Heute hat er Glueck, das Gedraenge auf dem Sonntagsmarkt ist gross, es dient seinen Zweken. Ein grosses, gelbes Stueck Butter, leuchtend wie ein zu Boden gefallenes Sonnenkind, ist wieder in seinem Besitz. Diesmal wandert es nicht in den Magen, wohlverwahrt zwischen zwei gruenen Krautblaettern liegt es in der Tasche seines Rockes. Itzkowitz geht nachdenklich weiter auf das Plateau zu, wo die Ausgesetzten unfreiwillig in der Sonnenglut hocken, da ihnen tagsueber der Aufenthalt in den Baracken verboten ist. Vor einer Frau bleibt er stehen. Er sieht ihr laengere Zeit zu, hoert, wie sie sich vergeblich bemueht, auf die nach Brot schreienden Kinder einzureden, sie zu beruhigen. „Hier ist Butter“, ruft er, „bald bringe ich Brot“. Noch ehe die verdutzte Frau die Sprache gewinnt, ist er auf und davon. Die Kinder werden zum ersten Mal in Transnistrien Butterbrot bekommen.

Itzkowitz ist ein Kinderfreund. Er spielt mit Knaben, die viel juenger sind und belustigt sie, in dem er ganz die Kosten der Unterhaltung traegt. Um seine Staerke zu zeigen, schlaegt er mit der Faust auf die Brust, dass es sich wie ein dumpfes Droehnen anhoert. Die Kinder lachen, und je groesser der Beifall, umso haeufiger erfolgen die Schlaege. Wie gluecklich ist Itzkowitz, wenn das Lachen zunimmt, wenn er ruecklings Pueffe bekommt, wenn man ihn am Rocke fasst, und die Risse in seinen Kleidern groesser werden. Immerhin, er findet Beachtung.

Itzkowitz ist ein Patriot. Wenn er in Stimmung ist, deklamiert er rumaenische Verse, die er aus der Schulzeit behalten hat und betont mit Begeisterung die den Taten rumaenischer Helden gewidmeten Worte. Er laesst den rumaenischen Koenig hochleben, verfaellt aber bald ins andere Extrem und schleudert fuerchterliche Flueche gegen die Traeger beruechtigter Namen, besonders gegen Hitler. Das Lachen der Zuhoerer erscheint ihm hoechster Lohn, es befriedigt seine Eitelkeit, staerkt sein Selbstbewusstsein. Das Leben ist doch schoen.

Itzkowitz ist ein Frauenfreund. Er blickt schoenen jungen Frauen nach, er scheint sie zu bewundern. Des Morgens belauscht er sie, verfolgt er sie auf geheimen Wegen, erschreckt sie. Wenn sie seine Anwesenheit ploetzlich gewahrnehmen und aufschreien, zieht er sich beschaemt zurueck. Seine Geschlechtsgier ist erwacht, er kann gefaehrlich werden.

Itzkowitz ist ein Philosoph. Er bewahrt stoischen Gleichmut in jeder Lebenslage. Neugierig schaut er auf: auf einer Tragbahre fuehren vier Maenner einen mit einem Mantel bedeckten Leichnam zur Begrabnisstaette an das Bugufer. Hinter ihnen schreiten die Angehoerigen weinend und einige Trauergaeste, die resigniert dem Verstorbenen das letzte Geleite geben. Itzkowitz erfasst schnell die Lage, er schliesst sich dem Zuge an und - singt. Aber bald rezitiert er hebraeische Totengebete. Doch bald rezitiert er die bei Begrabnissen ueblichen Gebete und Gesaenge der rumaenischen Priester, wobei er sich fromm bekreuzigt. Angesichts der Majestaet des Todes sind alle Bekenntnisse richtig, da hoeren in Anbetracht der Ewigkeit die zeitlichen Unterschiede auf. Wie wenige wollen das einsehen, Itzkowitz, der „Philosoph“ hat anscheinend durch die Tat bewiesen, dass er es begriff.

Und doch ist Itzkowitz nur ein armer Idiot. Seit Jahren war er Pfoegling der Irrenanstalt. Alle seine Versuche ins normale Leben zurueckzukehren schlugen fehl und er wurde stets von neuem eingeliefert. Zusammen mit allen anderen Insassen der Irrenanstalt wurde er nach Transnistrien verschleppt. Am 19. August 1942, als die Deutschen ins Lager kamen, um Arbeitskolonnen abzuholen, stellte er sich freiwillig auf dem Plateau auf. Er stand stolz und selbstbewusst in der Ecke, waehrend die Autos mit der dem Tod geweihten Menschenlast ratternd abfuehren und wartete, bis die Reihe an ihn kam. Ob er je seine Lage begriffen hat? Wir wissen, dass die von der deutschen Moerderhand gegen seine Schlaefen abgefeuerte Kugel ihn vor weiteren Enttaeusungen, vor weiteren Demuetigungen und schmerzvollen Qualen rasch und sicher bewahrte. Im Tode gleicht er den anderen Opfern des bestialischen Sadismus.

Schaerf schreitet traumverloren durch die Reihen der im Freien hockenden Menschen. Er bettelt nicht, obwohl ihm der rasende Hunger anzusehen ist. Er findet ehemalige Klienten, mit denen er Rechtsfaelle bespricht. Er erwartet stueendlich die Ernennung zum Richter und die Auszahlung der Bezuege, damit er vor Not und Entbehrung geschuetzt sei.

Der Dentist Gross erkennt unter den Leuten viele ehemalige Patienten. Er schnorrt Zigaretten, sucht nach Stummeln im Grase und bekommt Tobsuchtsanfaelle, wenn nicht alles nach seinem Wunsche geschieht.

Ein junges Weib, notduerftig in Fetzen gehuell, draengt sich schuechtern durch die Menge, verwaerlost, aber noch immer schoen, mit ueppigen Formen, kohlschwarzen Augen und blendend weissen Zaehnen. Die Leute weisen mit den Fingern auf sie, die ehemalige Inhaberin eines gut gehenden Damenmodesalons. Einstmals stellte sie ihren Geschmack, ihre Arbeit in den Dienst der Eleganz und des strahlenden Glueckes, heute bittet sie um Einlass in eine Baracke. Sie zittert vor Kaelte, die Zaehne klappern, ein scharfer Wind zerzaust ihr schwarzes, struppiges Haar und reisst ihr den duennen zerrissenen Fetzen vom Leibe. Aber keine Tuer oeffnet sich, Kinder werfen mit Steinen und Tonscherben nach ihr, verscheuchen die Unglueckliche.

Von Stunde zu Stunde wird die Lage immer weniger ertraeglich, man unterscheidet bald nicht mehr die Geisteskranken von den Gesunden. Alles laermt, alles flucht, alles gestikuliert erregt. Es melden sich Ordner. Mit Stoecken werden die ungueecklichen Irren verjagt und in die Peripherien des Plateaus abgedraengt. Die Mehrheit der noch Gesunden siegt ueber die Minderheit der Kranken. Wie lange wird dieses Verhaeltnis andauern? Der Platz ist gesaeubert, nur am Rande sind noch Gruppen von Wahnsinnigen. Es gelingt den Ordnern nicht, sie von dort zu vertreiben. Die Eingeweihten kennen die Ursache. In den Mistgruben an jener Stelle befinden sich Abfaelle von verdorbenen Eiern, faulen Zwiebeln, Kartoffelreste, von Kindern weggeworfene Brotrinde und Knochen, um die sich Hunde und Irre raufen. Eben entsteigt der Rechtsanwalt der Grube, ernst und wuerdevoll, als wollte er sagen, dass man gegen die unrichtige Interpretation der Ernaehrungsvorschriften an den obersten Gerichtshof appellieren muesse. ...

Schon sind die Kranken in dem fuer sie bestimmten duerftigen Hause. Es daemmert. Die Waechter ziehen ab. Der Laerm legt sich allmaehlich. Hoert aber nie ganz auf. Es wird Nacht. Die Sterne ziehen am Himmel herauf und gluehen in maerchenhafter Pracht, der Mond giesst silbernes Licht ueber das Plateau aus, grausam und gefuehllos walten die ehernen Gesetze der Natur, unbekuemmert um das Leiden, um die Not und Verzweiflung der von ihr ins Leben gesetzten Geschoepfe. Ueber die Strasse bewegen sich lange Schatten, sie ziehen wieder aufs Plateau. Einige Kranken haben das Gemaeuer verlassen, sie streben der Anhoehoe, den Haeusern zu, in denen die Verdammten einige Stunden betaeubenden, Vergessenheit bringenden Schlaf geniessen. Der Platz ist leer, es sammelt sich eine Gruppe von Wahnsinnigen

die langen Schatten schweben auf und nieder. Ein ferner Schuss durchdringt die Stille der Nacht, dann hoert man eine Zeitlang nichts als das Getrampel von Fuessen. Die Wahnsinnigen tanzen im Mondenschein.

(Anfang des Monats September 1942 wurden die Bewohner des Steinbruchs, soviele ihrer nach der gewaltsamen Verschleppung zu den Deutschen jenseits des Bugs zurueckgeblieben waren, in das Dorf Czetwertinowka ueberfuehrt. Die Irren und die Pfleglinge des Altersversorgungshauses, die zusammen mit ihnen in den Steinbruch gekommen waren, durften nicht mitziehen, selbst diejenigen nicht, die noch die Kraft hatten, den Weg zurueckzulegen. Als nach ungefaehr drei Wochen dieselben Menschen unter Fuehrung von Gendarmen wieder auf dem Steinbruch ankamen, um dort weitere Verfuegungen abzuwarten, fanden sie die Irren und Siechen nicht mehr vor. In ihrer Abwesenheit hatten ukrainische Milizleute im Auftrage der rumaenischen Gendarmerieoffiziere die Ungluecklichen glattwegs erschossen. So endete die Tragoedie der Irren und Siechen der Judengemeinde Czernowitz).

Cariera bei Ladejin (Ukraina), Juli 1942

## Die Approvisionierung

Seit mehreren Tagen sind weit ueber 2000 Menschen auf dem Steinbruch. Die kleinen Vorräte sind erschöpft, der Hunger macht sich fühlbar.

In der naechsten Umgebung des Steinbruchs gibt es kein Haus, kein Dorf. Wohl findet bald ein Bursche, bald eine Baeuerin den Weg zum Bache, der die Anhoehe vom Bugtal scheidet, aber nur wenigen, besonders findigen Leuten ist es gelungen, um teures Geld oder gegen ein Hemd, ein Paar Hosen, ein Stueck Tuch, ein sauer schmeckendes, aus Mehl zweifelhafter Herkunft hergestelltes Brot zu erstehen. Die meisten stehen auf der Anhoehe und schauen vergeblich nach Verkaefern von Nahrungsmitteln aus.

Endlich erscheint ein junger Bauer. Er haelt etwas, das wie ein Brot aussieht, unter dem Rocke versteckt und blickt scheu um sich. Viele haben ihn erspaeht und eilen den steilen Abhang hinab, um ihn zu erreichen. Aber der Bauer zieht sich scheu zurueck, es scheint, dass er es mit der Angst zu tun bekommen habe. Bald vernimmt man eine starke Detonation aus der Naehel. Der Bauer laeuft so gut er kann, er ist entkommen. Denn schon gewahrt man den rumaenischen Korporal, der den Schreckensschuss abgefeuert hat. Verdrossen, dass ihm der Bauer entwischt ist, wendet er sich um in die Richtung der Kauflustigen und bruehlt hasserfuellt: „Inapoi“ (zurueck). Man gehorcht ohne Widerspruch. Der Korporal geht torkelnd in eine andere Richtung und ueberlaesst die Hungernden ihrem Schicksal. Moegen sie mit Frauen und Kindern verrecken, was zum Teufel geht es ihn an? Sein Auftrag geht dahin dafuer zu sorgen, dass keiner lebend entwischt. Je mehr zugrunde gehen, umso leichter wird seine Aufgabe sein. Es wird ihm noch die phantastische Tat gelingen, die Juden auszuhungern. Sie moegen nur seine Macht fuehlen, die Schweinehunde.

In den Baracken wird die Lage lebhaft diskutiert. Wenn es gelaenge, den brutalen Korporal umzustimmen, waere alles erreicht. Die Bauern seien bereit, Lebensmittel zu verkaufen, umso mehr, als ihnen jeder Preis bewilligt wird. Auch fliegen sie auf Kleider und Waesche. Wenn der Markt vom Korporal zugelassen wuerde, waere man gerettet, sonst, ade, schoenes Leben.

Ein anwesender Advokat macht einen Vorschlag, der allgemein Billigung findet. Jeder leistet einen Beitrag, entsprechend der Zahl der Familienmitglieder. Es kommt eine beträchtliche Summe zustande. Der Advokat wird mit dem Korporal verhandeln.

Der Erfolg stellte sich ein. Schon am naechsten Tag stehen einige Baeuerinnen am Ufer des Baches und warten auf die Kaeufer, die sie den Abhang hinunter steigen sehen. Die Teuerung ist erschreckend, aber immerhin, wer Geld hat oder Sachwerte (in den ersten Tagen hat jeder noch etwas) kann ein Brot, Maismehl oder Kartoffel erwerben.

Tags darauf stehen noch mehr Baeuerinnen mit groesseren Vorräten da. Man glaubt sogar, dass die Preise nachlassen. Aber kaum dass der Markt angefangen, werden alle Kaeufer und Verkaefer auseinander gejagt. Man erfahrt den Grund, der Korporal stellt neue Forderungen.

Der Advokat tritt wieder auf den Plan. Die Beitraege werden erhoeht, es wird ein woechentlich zu entrichtender Betrag fixiert, dessen puenktliche Zahlung allein die Abhaltung des Sonntagsmarktes ermoeoglicht.

Am naechsten Sonntag ist der Markt gut beschickt. Man kauft viel, am meisten jedoch die Familie des Advokaten, die sich den Erwerb mehrerer Delikatessen geleistet hat. Man glaubt zu wissen, dass das Geschaefte auch fuer den Advokaten sehr lohnend ist. Man ist allgemein verstimmt, und einige verweigern die Zahlung des Wochengeldes.

Der Markt wird wieder gesperrt. Der Advokat ist scheinbar sehr gekraenkt, die Verdaechtigung sei der Dank fuer seine dem Wohl der Mitmenschen gewidmete Intervention und die Gefahren, in die er sich mutig begeben habe. Man werde ihn noch bitten ...

Es geschieht so. Man bittet ihn wirklich die Intervention zu erneuern. Der Betrag wird erhoehrt und der Markt bewilligt. Das Schauspiel wiederholt sich immer oeffter. Der Advokat und der Korporal sehen blendend aus.

Cariera de Piatra, August 1942

Schon tagelang herrscht eine eigentuemliche Unruhe im Lager. Angst und Sorge sind auf jedem Gesicht zu lesen. Es geht das Geruecht um, dass die Deutschen kommen und Juden zur Arbeit nehmen werden. Dieses an und fuer sich schon genug unheilvolle Geruecht wird mit noch grausigeren Einzelheiten geschmueckt, sowie, dass Familien getrennt werden, dass alte Leute erschossen werden, dass man trotz der Arbeit hungern wird. Aber die Tatsachen sollten diesen unheilvollen Geruechten nicht nur recht geben, sondern sie sogar bei weitem uebertreffen. Was die grausigste Phantasie sich nicht ausmalen konnte, sollte furchtbare Wahrheit werden.

Es ist an einem der ersten Augusttage, als gegen 6 Uhr nachmittags durch Paukenschlag alle Lagerinsassen aufs Plateau beordert werden. Dort stellte man sich in Gruppen auf, die Gruppenfuehrer an der Spitze. Niemand weiss, um was es diesmal geht. Doch das sollte nicht lange unbekannt bleiben. Der Leutnant begleitet von vier Gendarmen kommt aufs Plateau, schlaegt mit der Peitsche auf die Koepfe der neben ihm stehenden ein, weil sie ihm noch nicht genug ordentlich zu stehen scheinen und verkuendet dann mit lachendem Mund und mit vor Bosheit glitzenden Aeuglein, dass es jetzt wohl mit der Herrlichkeit vorbei sein werde, denn die Deutschen kaemen Juden fuer die Arbeit zu mustern. Bei dieser Hiobsbotschaft erfasst alle panischer Schrecken. Doch er steigerte sich ins Unermessliche, als der Befehl erteilt wurde, Maenner und Frauen sollten sich separat aufstellen. Fuer die entnervten, gequaelten und auf das Schlechteste gefassten Menschen ist es Tatsache, dass man sie deswegen trennt, um sie mit Maschinengewehren niederzumachen. Hysterische Frauen bekommen Schreikraempfe, Kinder weinen und laufen laut heulend bald zum Vater, bald zur Mutter. Junge Maenner und Frauen trachten sich in den Hintergrund der Reihen zu stellen, um nicht sofort den Deutschen in die Augen zu fallen.

In dieses Tohu-Wabohu klingt die scharfe Stimme des Leutnants: „Ruhe, oder Euer letztes Stuendchen hat geschlagen“. Das hilft. Nach dem frueheren Laerm wirkt die Stille unheimlich. Man wagt kaum zu atmen. Ploetzlich wenden sich die Blicke aller nach Rechts. Von dort naehert sich langsam ein Auto. Es faehrt zwischen die Juden durch und bleibt in dem freien Raume der die Maenner von den Frauen trennt stehen. Dem Auto entsteigen drei deutsche Offiziere. Pruefend gleiten ihre Blicke ueber die Anwesenden. Sie durchschreiten langsam die Reihen, bald hier, bald da stehen bleibend und zwischen sich leise Bemerkungen austauschend. Die Nahestehenden koennen das, was sie miteinander sprechen, hoeren. „Die Leute sehen ja noch gut aus“, sagt einer verwundert. „Sie sind ja erst seit zwei Monaten hier“, belehrt ihn ein anderer Offizier, der besser informiert ist. Der aelteste der Offiziere, der sich durch besonders giftige Blicke, die er den Juden zuwirft, und durch einen behaebigen Schmerbauch auszeichnet, wendet sich an die Anwesenden: „Wollt ihr arbeiten?“, fragt er „Natuerlich gegen gute Behandlung und gutes Essen“, fuegt er hinzu. Aus der Angst zusammengeschnuerten Kehlen dringt ein hundertstimmiges „Ja“. Damit haben die Offiziere ihre Mission beendet. Vom rumaenischen Leutnant geleitet steigen sie ins Auto und fahren ab.

Ein Aufatmen der Erleichterung geht durch die Reihen. Noch ist nichts schlechtes geschehen, noch kann man hoffen, noch ist es moeglich dass bevor die Deutschen kommen man die Erlaubnis erhaelt nachhause zurueckzukehren, noch kann sich alles zum Guten wenden. Langsam kehrt man in die Haeuser zurueck, muede wirft man sich aufs harte Lager am Fussboden und ist gluecklich, da man die teueren Angehoerigen noch bei sich weiss.



Doch was durch die Ankunft der deutschen Offiziere vorbereitet wurde, gelangte auch vollstaendig zur Ausfuehrung. Da die Deutschen von allen gefuerchtet wurden, hatten schon lange vor ihrer Ankunft reichere Familien sich durch juedische Mittelspersonen, die nie fehlten, mit dem Leutnant in Verbindung gesetzt und verlangt von ihm geschuetzt und nicht ausgefolgt zu werden. Der Leutnant liess sich nie ein Geschaefit dieser Art entgehen. Die ziemlich hohe Taxe wurde festgesetzt und die Listen derjenigen angelegt, die sie erlegt hatten.

Es war am 19. August des Jahres 1942. Schon um 9 Uhr frueh mussten alle Lagerinsassen am Plateau versammelt sein, diesmal aber mit dem Gepaeck, denn es hiess, man werde von den Deutschen abtransportiert werden. Diejenigen die bezahlt hatten, verlangten nun den Gegendienst. Es wurde auch vereinbart, dass sie sich noch vor Ankunft der Deutschen in abseits gelegenen Haeusern verstecken sollten. Damit aber der Leutnant wisse, welche Juden er zu verstecken haette, sollten sie sich zum Zeichen ihrer „treuen Gesinnung“ mit der linken Hand am rechten Ohrlaepchen halten.

Als nun am 19. August die einzelnen Gruppen am Plateau Aufstellung genommen hatten, geschah es dass die die bezahlt hatten mitsamt ihrem Gepaeck verschwanden. Das Beispiel wirkte ansteckend. Selbst solche welche nicht wussten um was es sich handelte, verliessen das Plateau und folgten den anderen. Aber es war nur ein kleiner Teil. Die meisten blieben zurueck und warteten auf ihr Ende.

Bald kamen Autos mit deutschen Offizieren und Soldaten. Das Plateau wurde umstellt und nun gab es mehr kein Entrinnen. In der Mitte des Plateaus wurde ein Tisch aufgestellt. Alle mussten langsam am Tisch vorbeigehen, wo ein juedischer Advokat, bewacht von einem Deutschen, ihre Namen und ihr Alter eintrug. Sooft der Deutsche fand, dass der Advokat nicht genug schoen und nicht genug rasch schreibe, versetzte er ihm mit der Faust Pueffe in den Nacken. Die schon registrierten wurden gezwungen unter Drohung von Todesstrafe alles Geld und Wertsachen, wie z. B. Schmuck, Geld und Fuellfedern abzuliefern. Ihr sonstiges Gepaeck mussten sie auf Lastautos verladen, die angeblich mit den Sachen vorfuehren, waehrend die Leute zu Fuss nachfolgen sollten. Doch kaum dass sich die Autos in Bewegung gesetzt hatten, sahen die entsetzten Juden wie die deutschen Soldaten Rucksaecke und Koffer aufrissen und die Sachen den verduztten ukrainischen Milizsoldaten zuwarfen, vieles sich selbst in die Taschen steckten. Die Nachricht von dem so leichten Pluendern verbreitete sich mit Windeseile unter den Ukrainiern des nahe gelegenen Dorfes und Maenner, Frauen und Kinder kamen in Scharen um unter sich die Beute zu teilen. Nachdem alle Sachen abtransportiert waren, wurden die so vollstaendig um ihre Habe gebrachten in Kolonnen gruppiert und unter Knutenstreichen, Fausthieben und Fluechen weggefuehrt ueber den Bug.

Diejenigen die sich versteckt hatten sahen durch die mit Laub verdeckten Fenster dem Schicksal ihrer Brueder zu. Auch sie verlebten schreckliche Stunden. Zusammengepfercht, auf Gepaeckstuecken sitzend und lehnend, verbrachten sie den ganzen Tag, in steter Angst entdeckt zu werden. Erst gegen Abend wagten sie sich heraus. Viele waren an diesem Tage um ihr ganzes Gepaeck gekommen. In der Ueberstuerzung und Hast, mit der sie in die verlassenenen Haeuser gefluechtet waren, hatten viele nicht die Moeglichkeit gehabt, ihre Gepaeckstuecke mitzunehmen. So standen sie nun da, in leichten

Sommerkleidern, oftmals auch ohne Geld das mit den Sachen verloren gegangen war. Sie klagten am Abend ihr Leid dem Leutnant und verlangten die Verfolgung der Ukrainer. Doch der Offizier von dem man wusste, dass er selbst massenhaft viel Gepaeck in seiner Wohnung aufgestapelt hatte, lachte und sagte: „Ihr habet eure Sachen verloren, seid aber froh, dass ihr Euer Leben gerettet habet.“. Wenige glaubten damals an den Ernst dieser Worte, aber erst spaeter sollte man entdecken, welch schreckliche Wahrheit sie enthielten.

Als am Abend dieses Tages eine neuerliche Zaehlung der Lagerinsassen vorgenommen wurde, waren von 2000 kaum 400 zurueckgeblieben. 1600 unschuldige Menschen waren dem qualvollsten Tode preisgegeben worden.

Es ist 5 Uhr morgens. Die ersten Sonnenstrahlen tauchen alles in ein durchsichtiges rosiges Licht. Sie dringen durch die Fensterluken der Wohnbaracke und huschen ueber die bleichen Wangen der Schlafenden. Doch das Licht allein kann sie nicht wecken. Ihre Muedigkeit ist zu gross und zu tief ist ihr Schlaf. „Aufstehen“, toent die Donnerstimme des wachthabenden deutschen Soldaten. Erschreckt fahren die Schlaefer empor. Rasch richten sie sich auf und fahren hastig in ihre Kleider, doch mit einem Schmerzenslaut greifen einige an ihre Koepfe. Es sind dies diejenigen, die im „Stockwerk“ der Baracke hausen und mit ihren Koepfen an die Zimmerdecke geschlagen sind. Da nicht alle am Fussboden Platz fanden und man ihnen keine andere Baracke zuweisen wollte, sah man sich genoetigt, ein Stockwerk einzurichten. Es wurden Querbalken gelegt und die Zwischenraeume mit geflochtenen Weidenruten ausgefuellt. Die Hoehe dieses Stockwerks war nicht grosser, als 60 cm. Doch es stellte sich heraus, dass auch jetzt der Raum fuer die Anwesenden nicht reichte. Ein solches Problem konnte den deutschen Verwaltungsorganen der Judenlager jenseits des Bugs nicht viel Kopfzerbrechen machen. „Wenn eben zuviele Juden da sind“, sagten sie sich, „muss man ihre Zahl verringern“. 50 Juden wurden wegen Raummangel erschossen.

Ein Soldat tritt ein. „Meldet sich heute jemand krank und kann nicht zur Arbeit gehen?“ fragte er. Ein allgemeines „Nein“ ist die Antwort. Die Juden sind zwar erst wenige Tage im Lager, aber das wissen sie schon, das Kranksein ein Luxus ist, den man sich nicht leisten darf. Die deutsche Strassenbaugesellschaft kann nur Juden brauchen, die gesund und kraeftig sind, Kranke koennen nicht genug arbeiten und haben deshalb keinen Anspruch darauf zu leben.

Fast alle sind schon draussen und haben sich in Gruppen versammelt die zu verschiedenen Arbeitsplaetzen dirigiert werden: zum Steinbruch, zum Strassenbau, zur Sandkarriere, u.s.w. Nur Frau F. sitzt noch in der Baracke am Lager ihres Scharlachkranken Kindes. Schon 5 Tage ist es ihr gelungen, das Kind zum Aufstehen zu bewegen und es mit zur Arbeitsstaette zu nehmen. Ihr Vorrat an Aspirin und Pyramidon, das sie bis nun dem Kinde gegeben hat, ist schon ausgegangen. Mit hochroten Wangen liegt es ganz apathisch da, antwortet nicht auf ihre flehenden Bitten, es moege doch probieren aufzustehen, scheint sie kaum noch zu erkennen. Rasende Angst schnuert der Frau die Kehle zusammen. Sie weiss, dass wenn sie jetzt weggeht, sie ihr Kind bei der Rueckkehr nicht mehr vorfinden wird. Da kommt ihr ein Gedanke, an dessen Ausfuehrung sie sofort geht. Sie huelle das Kind in eine Decke nimmt es auf die Arme und auf einen guenstigen Augenblick wartend, schleicht sie sich aus der Baracke. Gebueckt, nach allen Seiten hinspaehend, ob sie niemand beobachte, erreicht sie das nahe Maisfeld. Rasch sucht sie Deckung in den hohen Aehren die sie umgeben. Sie geht noch einige Meter vorwaerts. Jetzt packt sie das fiebergluehende Kind gut ein und bettet es behutsam auf den Erdboden. Neben das Kind stellt sie noch ein Glas Wasser, das sie auch mitgenommen hat. Noch einen letzten traenumflorten Bilck wirft sie auf ihren teuersten Schatz, dann laeuft sie rasch zu den anderen. Als sie am Abend nach einem Tage muehevoller Arbeit zurueckkehrte, fand sie die Staette leer. Stundenlang irrte sie durch die Getreideaehren, schrie und weinte. Vergebens war ihr Muehen. Nie hatte sie erfahren, ob ein Milizmann das Kind entdeckt hatte, oder ob sie selbst diese Stelle nicht wiedergefunden habe.

14 Kilometer ist die Arbeitsstaette vom Judenlager entfernt. Ein Marsch von nur 4 Stunden. Schweisstriefend langt man gegen 10 Uhr vormittags an. Maenner, Frauen, Kinder, alles haut ununterbrochen auf die Steinbloecke ein, um ihnen die gewuenschte Form zu geben. Die juedischen Arbeitssklaven werden von den sogenannten „Litauern“ bewacht. Diese rekrutieren sich aus dem niedrigsten Poebel der eingeborenen Bevoelkerung und dienen, je nach der Opportunitaet bald dem einen, bald dem anderen Herren. Die Deutschen hatten richtig herausbekommen, dass diese Subjekte die geeignetsten Aufseher fuer Juden seien. Es waren wilde, aller Fesseln entbundene, raub- und mordlustige Bestien, denen man ein reiches Betaetigungsfeld gegeben hatte. Sie, die immer Verachteten, Geschlagenen, konnten nun ihrerseits verachten, schlagen, rauben, morden, und in je groesserem Ausmasse sie das taten, eine umso hoehere Belohnung war ihnen gewiss. Unbarmherzig peitschten sie auf diejenigen los, die waehrend der Arbeit irgendwie ihre Unzufriedenheit erregt hatten.

Um 1 Uhr gab es eine halbstuendige Pause, waehrend der man einen Teller waessrige Suppe bekam. Dann wurde die Arbeit fortgesetzt bis 6 Uhr. Um 10 Uhr, wenn man ins Lager zurueckgekehrt war, bekam man dort wieder eine Suppe. Man kann es sich leicht vorstellen, dass nur die allerkraeftigsten unter einer solchen Lebensweise und Ernaehrung nicht sofort zusammenbrachen. Doch die Deutschen liessen es gar nicht dazu kommen. Sie liessen niemanden eines natuerlichen Todes sterben. Gleich in der ersten Woche nach der Ankunft ins Lager begannen sie mit ihren „Aufraeumungsaktionen“. Eines morgens mussten alle Juden im Lagerhof Aufstellung nehmen. Kinder unter 14 Jahren und Erwachsene ueber 40 mussten eine separate Gruppe bilden. Sie sollten an diesem Tage „Ausruhen“ und nicht zur Arbeit gehen, damit sie am anderen Tage kraeftiger seien. Alle wussten, was es bedeuten sollte. Bitter weinend umarmten und kuessten sie einander, und nur die Peitschenhiebe der Littauer vermochten sie auseinanderzureissen. Vom grausamen Schicksal gezwungen wird sich der Bruder darein fuegen muessen die Schwester zu verlieren, der Mann die Gattin, der Sohn den Vater, doch nie die Mutter ihr Kind. Die Muetter, die sich von ihren Kindern nicht trennen wollten, wurden so lange geschlagen, bis sie blutueberstroemt zusammenbrachen. Mit dem Aufwand der letzten Kraft schrien sie im wieder, sie wollten zusammen mit ihren Kindern getoetet werden. Diese letzte Gunst wurde ihnen gewaehrt.

Waehrend die noch nicht zum Tode Verurteilten bei ihren Arbeitsplaetzen schufteten, fuhren einige Lastautos vorbei. Sie fuehrten die Verdammten zur Hinrichtungsstelle. Die Hinrichtungsart war wohl die grausamste, die menschliche Bestien je erdacht haben. Zuerst mussten sie ein Massengrab schaufeln, gross genug, um sie alle zu fassen. Dann stiegen sie ein, einer nach dem anderen. Sie wurden im Grabe erschossen, damit den deutschen Moerdern die Arbeit des Hineinwerfens der Leichen erspart bliebe. Kleine Kinder bekamen keine Kugel. Die wurden lebendig ins Grab geworfen. Auch darum, dass viele nicht toedlich getroffen worden waren, kuemmertem sich die Moerder nicht. Sie schaufelten das Grab zu. Die Bauern der Umgebung waren Zeugen der Hinrichtung gewesen. Doch ohne Grenzen war ihr Entsetzen, als sie am naechsten Tage bemerkten, wie der Grabhuegel sich bewegte und eine schwarze Hand gespensterhaft herausragte.

Drei Tage dauerten die Bewegungen der Erde an, erst dann fanden die Erschossenen endgueltige Ruhe.

Alle paar Wochen fanden neue Hinrichtungen statt. Das Haeufchen der Juden schmolz immer mehr zusammen. Der letzte Rest wurde beim Abzuge der deutschen Truppen aus der Ukraine im Maerz 1944 „umgelegt“. Nur den wenigsten war es gelungen, sich durch Flucht dem Schicksale zu entziehen.

Herbst 1942

Auf dem Plateau

In die Quartiere des Steinbruchs ist Unruhe eingekehrt. Man raunt, man fluestert einander zu, dass seit den Morgenstunden der Oberleutnant aus Ladejia im Lager weilt. Was will er? Noch niemals war sein Kommen ohne boese Folgen geblieben und immer atmete man erleichtert auf, wenn der unebetene Gast wieder fort war.

Wie immer in solchen Faellen, melden sich Geruechtemacher, Leute, die das Gras wachsen hoeren und sich nicht scheuen Selbsterfundenes als Tatsache hinzustellen oder Gehoertes willkuerlich zu entstellen und zu uebertreiben, denen es Freude macht, anderen das Gruseln beizubringen.

Er will alle Maenner zwischen 18 - 36 Jahren zur Arbeit im Steinbruch zwingen, erzaehlt der eine.

Die Arbeitspflicht erstreckt sich bis zum Alter von 50 Jahren, weiss der andere besser und behauptet, dies aus sicherer Quelle zu wissen, naemlich von einem Gendarm den er gestern durch Ueberlassung eines Taschenmessers und zweier Taschentuecher fuer sich gewonnen habe.

Der Gruppenfuehrer stuertzt herein, mit allen Zeichen der Erregung. Er haelt den Mund offen, als wuerde er sprechen wollen, aber es gelingt ihm nicht, auch nur einen Laut hervorzubringen. Endlich fasst er sich und mit umflorten Augen stottert er hervor: „Wir gehen noch heute zu den Deutschen, alle ohne Ausnahme. Da hilft kein Verstecken mehr. Die deutschen Offiziere werden erwartet. Einige wollen schon das Auto gesehen haben, als es hinter dem Steinbruch den Bug an einer seichten Stelle ueberquerte.“

- Wir sind verloren, schreit eine Frau auf.
- Unmoeglich, der Leutnant erklaerte doch, dass eine zweite Aushebung nicht mehr stattfinden wuerde.
- Was bedeuten Erklaerungen? Wissen Sie denn nicht, dass wir rechtlos sind, der Willkuer ausgesetzt, dass jeder Gendarm, jeder ukrainische Milizmann mit uns verfahren kann, wie er will? Haben Sie schon vergessen, dass man uns ohne jeden rechtlichen Grund zu Krueppeln schlug? So kurz ist Ihr Gedaechnis? Hat man nicht Kinder, Frauen und Greise erschossen, wenn sie erschoept auf dem Wege nicht mitkommen konnten? Und Sie glauben noch an Erklaerungen? Wer hat diese Schreckensnachricht gebracht? Alle reden davon, es muss wahr sein, das Schreckliche hat sich noch immer bewahrheitet.
- Karlchen, weine nicht der Papa wird nicht weggehen.
- Wo ist der Arzt, rufen Sie schnell den Arzt, meine Frau ist in Ohnmacht gefallen.
- Seht, wer einen Arzt braucht, findet ihn niemals, so sieht es bei uns aus.

- Ach, wenn nur die Kinder nicht so schrien, man hoert sein eigene Wort nicht mehr.
- Die Kinder fuerchten nicht die Deutschen, sie schreien aus Hunger.
- Die Deutschen werden ihnen den Hunger schon abgewoehnen.
- Reden Sie nicht, Sie wissen nicht wie Ihre Worte das Herz einer Mutter zerreißen.
- Ich verzichte auf Ihre Belehrung, halten Sie Ihrem Mann Vortraege, nicht mir.
- Unverschaeemter.

Der Laerm waechst an. Es bilden sich Gruppen. Alles spricht, schreit, erhitzt sich. Beleidigungen fliegen, man befuerchtet den Ausbruch von Taetlichkeiten. Ein Soldat reißt die Tuere auf. „Alles aufs Plateau“, bruehlt er. „Herr, meine Frau liegt im Fieber, sie hat 39,5°, sie kann nicht gehen“. „Dann trage sie“

Auf dem Plateau bedeutet es Lebensgefahr für die Kranke. Es regnet und mitunter schneit es, ich bitte um Schonung fuer die Frau.

- Aufs Plateau, sage ich.
- Ihr Zustand wird sich verschlechtern.
- Soll sie verenden, aufs Plateau sage ich.

Der Laerm hat sich gelegt. Greise, Frauen, Kinder, alle die in der Baracke wohnen, erheben sich vom Fussboden, wo sie auf ihren Gepaeckstuecken sassen und streben der Tuere zu. Die Kinder halten sich an den Ruecken der Muetter und zittern vor Angst und Kaelte. Wie wird das enden? Auf dem Plateau sind schon einige Gruppen aufgestellt, die kranke Frau wird auf einer Tragbahre hinausgetragen und vor dem Hause auf den nassen Boden gelegt. Der Regen spritzt ihr ins fiebergeroetete Gesicht, die meisten wissen, dass sie an Typhus daniederliegt. Vor den anderen Baracken liegen auch Kranke, die nicht imstande sind, auf ihren Beinen zu stehen.

Es dauert mehr als eine Stunde, bis alle Gruppen aufgestellt sind, die Gruppenfuehrer schreien sich heiser. Endlich ist schon Ordnung eingekehrt. Die veraengstigten Blicke richten sich nach der Seite der Offizierswohnung von den Deutschen zeigt sich noch immer keine Spur. Die Spannung der Nerven ist unertraeglich, man fuehlt, wie einem das Blut in den Adern gerinnt. Und der Wind, die Kaelte, die Naesse. Wenn man nur wieder unter Dach waere.

Endlich erscheint der Oberleutnant von Ladejin, begleitet von 5 Gendarmen auf dem Plateau. Er befiehlt die Gruppenfuehrer zu sich, einer der um eine Minute zu spaet kommt, erhaelt vor aller Augen eine schallende Ohrfeige. Man merkt, wie er gegen die quellenden Traenen ankaempft. Wenn nur Frau und Kind nicht dabei gewesen waeren.

Die Gruppenfuehrer werden beauftragt, genaue Zaehlung vorzunehmen und die Personen unter Angaben des Alters, Geschlechts, ehemaligen Berufes zu registrieren.

Das dauert noch zwei Stunden, waehrend welcher Zeit alle unter freiem Himmel auf dem Plateau stehen, vor Kaelte mit den Zaehnen klappern.

Der Offizier nimmt die fertigen Listen entgegen, stoest einen fuerchterlichen Fluch aus, man weiss nicht weshalb, und geht. Die Soldaten folgen stramm.

Erleichtert eilt man in die Baracken zurueck und streckt die mueden Glieder auf den Fussboden hin. Es war gut abgelaufen, man hatte grundlos einen so grossen Schrecken gehabt.

Am anderen Tage wurde bekannt, dass die Zaehlung der Menschen nur ein Vorwand war und der Offizier mit seiner Reise auf den Steinbruch ein ganz anderes Ziel verfolgte: es war ein Geldgeschaeft, bei dem er zum Schaden der Lagerinsassen sehr viel verdiente, doch auch der juedische Unterhaendler war auf seine Rechnung gekommen.



Steinbruch, 1942

## Eine Episode

Der Aufenthalt auf dem Steinbruch gilt allenthalben als Martyrium. Man sehnt sich in ein Dorf zu kommen, in eine von Menschen bewohnte Siedlung, in eine Umgebung, die sich vom Steinbruch, den man gemeiniglich den Todesfelsen nennt, unterscheidet. Wie beneidet man alle, die das „Glueck“ hatten, rechtzeitig nach der nahen Ortschaft Ladejin ueberfuehrt zu werden.

Es dauerte nicht lange und eine geschaeftstuechtige Advokaten machten sich die Situation zu nutze. Sie verkuendeten, sie haetten mit dem Oberleutnant als dem Commandanten der Gendarmerie von Ladjin bereits Fuehlung genommen. Gegen eine gewisse Taxe sei der Abtransport dorthin moeglich. Man hoert die Botschaft mit Interesse und ist entschlossen zu zahlen. Es kommt eine ansehnliche Summe zustande. Wer nur irgendwie konnte, hat sein Scherflein beigetragen. Auch der Tag ist bereits festgesetzt, an dem man aus dem Steinbruch ausziehen wird.

Zum gegebenen Termin trifft der Oberleutnant ein. Eine Liste der in Betracht kommenden Familien gelangt zur Verlesung und es gruppiert sich ein Zug in voller Ordnung. Begueterte Familien, die zuviel Gepaeck hatten, das sie in der Sonnenglut nur schwer mit sich fuehren konnten, hatten Bauernwagen gemietet, diese mit den Gepaeckstuecken beladen und schritten gemaechlich daneben. Der Weg fuehrte steil bergab, dann ueber eine schmale Bruecke, unter der ein Bach floss, bergauf ueber weglose, sich schier endlos ausdehnende Felder. Als der Zug an die schmale Bruecke kam, loeste sich die Ordnung, da Wagen und Menschen nicht gleichzeitig herueber gelangen konnten. Wer spaeter kam, eilte nach vorne, um den Wagen mit den eigenen Gepaecken zu erreichen, man schrie, draengte und stiess unwillkuerlich die Langsamen und Schwerbeladenen. Hier und dort kam einer zu Falle und konnte sich nur schwer erheben, wenn der Rucksack auf seine Schulern drueckte. Immerhin war guter Wille vorhanden, und man haette gewiss, wenn auch nicht in militaerischer Marschordnung, den Weg zurueckgelegt, wenn nicht der Oberleutnant anders beschlossen haette.

Man hat spaeter erfahren, dass ihm die versprochene Summe nicht abgefuehrt worden war. Er war dadurch gereizt und schaeumte vor Wut. Die augenblickliche Verwirrung und Aufloesung der Reihen war ihm ein willkommener Anlass, an den unbotmaessigen Juden sein Muetchen zu kuehlen. Er begann mit dem Leder auf die an ihm vorbeiziehenden einzuhauen. Bald gefiel ihm nicht, dass ein Mann hinter dem schweren mit seinen und der Nachbarn Gepaecke beladenen Wagen gemaechlich einherschritt. Dieser erhielt ueber Kopf und Gesicht Peitschenhiebe, weil der Officier, diese zarte Seele, die Pferde bemitleidete. Ein anderes Mal sauste die Peitsche auf einen Greis nieder, der seinen zu prallen Rucksack muehsam schleppte, hinterher wurde eine Frau maltraetiert, weil sie ein zu kleines Saeckchen mit sich fuehrte. Spaeter begruendete der Schreckliche seine Massnahmen nicht mehr und pruegelte und peitschte ohne Unterschied, wen er antraf.

Die Verwirrung war grenzenlos. Man sah die Wagen die ueber den ebenen Feldweg eilends davonjagten, Maenner und Frauen die gestuerzt waren, sich nicht erheben konnten und auch in dieser Lage Peitschenhiebe wegbekamen. Man hoerte Kinder laut weinen und Muetter jaemmerlich klagen. In dieses Infernale toenten ploetzlich zahllose Schuesse. Es waren aber nur Schreckschuesse, niemand war getoetet worden. Aber der Leutnant kommandierte „zurueck“ und seine Soldaten trieben die gequaelten Menschen wieder auf den Steinbruch. „verdorret dort, weil ihr keine Disciplin kennt“, rief der Oberleutnant einigen zu, die ihn hoeren konnten.

Muede und abgehaermt kamen die Leute am spaeten Nachmittag wieder auf das Plateau und bezogen die alten Quartiere. Aber es hatte sich doch manches geaendert. Aerzte vermissten ihre Instrumente, die meisten wertvolles Gepaeck, Familien waren getrennt worden, Kinder suchten die Eltern und umgekehrt. Viele gepaeckbeladene Wagen waren vorausgefahren und alle Nachforschungen nach den Bauern waren vergebens. Es schien, dass sie sich des Schutzes der Gendarmerie erfreuten.

Die Sonne ging unter und Mond und Sterne schauten fuehllos auf die gequaelte Creatur hinunter. Unbeachtet rannen die Traenen, ungehoert blieben die Seufzer.

Es war am Anfang des Winters 1942. Das Wetter, das bis jetzt trocken und verhaeltnismaessig warm war, aenderte sich ploetzlich. Stuermische Winde fegten ueber das von allen Seiten freie Plateau. Der Himmel war mit schweren Wolken bedeckt, durch die kein waermespendender Sonnenstrahl durchdringen konnte. In den Wohnraeumen, deren Fenster bis auf kleine Oeffnungen vermauert worden waren, um so mehr Schutz vor Kaelte zu gewaehren, herrschte ewiges Halbdunkel. Drinnen kauerten abgezehrte, schon zerlumpfte Menschen, aus deren weit geoeffneten Augen und eingefallenen blassen Wangen der Hunger und die Kaelte entgegenschrien. Die meisten hatten schon alles verkauft, was sie besessen hatten und waren auf die Hilfe der von der Gemeinde eingerichteten Armenkueche angewiesen. Doch mit der mageren, meistens nicht gesalzenen Suppe, konnten sie ihren Hunger und den ihrer Familien nicht stillen.

Aus dieser trostlosen Lage sahen alle nur einen einzigen Ausweg: das Fortkommen von der Steinkariera, diesem oeden Orte des Grauens, wo es keine Verpflegungsmoeglichkeit und vor allem keine Verdienstmoeglichkeit gab. Was man wuenscht, das will man auch wahr haben. Und deswegen sprach man schon lange von einer Verteilung der Lagerinsassen auf verschiedene naheliegende Doerfer. Es wurden sogar schon im Einvernehmen mit dem Leutnant die ueblichen Listen angelegt. Die Taxe wechselte je nach dem Dorfe fuer das man sich eintragen liess. Diejenigen, die keine Mittel hatten zu bezahlen, wurden fuer die kleinsten, am weitesten gelegenen Doerfer bestimmt.

In den ersten Jaennertagen begann wirklich der Abtransport. Man hatte sogar requirierte Bauernschlitten fuer diesen Zweck zur Verfuegung gestellt. Das Wetter war anhaltend frostig und nass. Fuer die Meisten musste eine Reise in dieser Kaelte das sichere Ende bedeuten. Sie liefen Gefahr entweder ueberhaupt nicht anzukommen, oder wenn, dann mit eingefrorenen Haenden und Fuessen. Doch alles musste gewagt werden, um diesen Todesstein zu verlassen. Man vermummte sich so gut man konnte. Die Zahl der Schlitten war nur gering. Sie waren deshalb ueberladen worden. Viele Schlitten brachen am Weg, was zur Folge hatte, dass Menschen und Gepaeck auf anderen aufgeladen wurden, unbekuemmert darum, ob sie beinahe herunterfielen oder nicht. Es begann schon zu daemmern und man war noch immer nicht am Ziele angelangt. Ein wilder Schneesturm hatte eingesetzt. Weit und breit war keine Spur einer menschlichen Siedlung, kein Baum, kein Strauch. Ohne Ende dehnte sich wie von einem weissen Leichentuch bedeckt die ukrainische Steppe. Der Weg war ganz unkenntlich geworden. Oft kippten die Schlitten um, wenn sie in Strassengraeben fielen. Sie wieder aufzurichten kostete Muehe und bedeutete grossen Zeitverlust. So kam es, dass sich viele Schlitten von den anderen absonderten und allein ihren Weg durch die weisse Wildnis fortsetzen mussten. Die Verzweiflung der Juden war grenzenlos. Wenn sie nicht noch vor Einbruch der Nacht an das Ziel gelangten, waren sie verloren. Die Bauern wuerden sie komplett auspluendern, und sie dann allein in der verschneiten Einoede zuruecklassen, oder sogar ermorden. Ausserdem waren die meisten Bauern aus einer anderen Gegend und kannten selbst nicht den Weg. Ihren Unmut ueber diese unangenehme Fahrt, zu der sie gezwungen worden waren, liessen sie natuerlich an den wehrlosen Juden aus. Sie fluchten was es ging, drohten die Leute abzusetzen und zurueckzufahren und erpressten auf diese Weise die letzten Wertsachen und Geld. Dort, wo es nichts zu erpressen gab, machten sie in vielen Faellen ihre Drohung wahr. Maenner, Frauen und Kinder

wurden abgesetzt und so dem schrecklichsten Schicksal preisgegeben. Haendingend und laut schreiend flehten sie die noch nachfolgenden Wagenfuehrer an, sie doch um Gotteswillen aufzunehmen und nicht dem sicheren Tode durch Hunger und Kaelte zu ueberlassen. Doch zwecklos war ihr Bitten. Mit wuetenden Peitschenhieben trieben die Bauern die Pferde nur zu rascherer Fahrt an und goennten den Unguecklichen kaum einen Blick. Von den vielen Familien, die so am Wege liegen geblieben waren, fand nach ungefaehr zwei Wochen eine einzige den Weg zu den anderen. Sie war nach stundenlanger Wanderung durch meterhohe Schneefelder zu einem Bauernhause angelangt und aufgenommen worden. Von den anderen hoerte man nie mehr etwas. Sie waren spurlos verschwunden.

Es war schon tiefe Nacht, als die Schlitten an ihren Bestimmungsort anlangten. Die Juden wurden in die leer stehende Schule des Dorfes einquartiert. Die Schule bestand aus einem einzigen grossen Raum. Die Scheiben der Fenster waren meist zerbrochen oder fehlten ganz. Der Ofen war abgetragen und der Raum diente schon lange den Dorfbewohnern zur Verrichtung gewisser Beduerfnisse. Doch das alles sollte man erst am Morgen des naechsten Tages feststellen koennen. In der pechschwarzen Finsternis mussten die Sachen von den Wagen abgeladen werden, sollte man sich im Raum, der kaum fuer die Haelfte der Anwesenden genuegt haette, ein Plaetzchen suchen. Die Wagenfuehrer machten sich die Nacht zunutze und fuhren rasch weg, bevor man noch Zeit hatte, die Gepaeckstuecke herunterzunehmen. Es entstand eine furchtbare Verwirrung. Um einen Platz im Zimmer lieferte man sich wahre Schlachten. Alles strebte der Mitte zu, um moeglichst weit von den zugigen Fensteroeffnungen entfernt zu sein. Das furchtbare Unglueck das ueber sie gekommen war, machte die Menschen wahnsinnig vor Schmerz und Aufregung. Sie schreien sich die unsinnigsten Beleidigungen zu, wurden handgreiflich und schlugen aufeinander in der Finsternis los. Die wenige Habe die man noch hatte, verschwand unter Hand. Man sass buchstaeblich aufeinander, machte sich Schmerzen, hatte keinen Platz die mueden und steifgefrorenen Glieder auszustrecken. Dieser Hoellenlaerm dauerte die ganze Nacht an. Erst am Morgen als es zu daemmern begann, legte er sich ein wenig.

Doch der neue Tag brachte keine Besserung in der Lage der Ungluecklichen. Im Gegenteil, sie wurde von Stunde zu Stunde unertraeglicher. Zu Kaelte und Schmutz gesellte sich jetzt noch der furchtbarste Hunger. Es war strengstens verboten worden die Schule zu verlassen und in das Dorf zu gehen. Da die Bauern selbst den Ankoemmlingen feindlich gesinnt waren und keine Lebensmittel brachten, waren alle zum Verhungern verurteilt. Einige junge Maenner ueberschritten das Verbot und wagten sich ins Dorf um etwas essbares einzukaufen. Doch diese Vermessenheit sollte ihnen schlecht bekommen. Sie wurden von Gendarmen aufgegriffen, und nachdem sie blutig geschlagen und ihnen die eingekauften Lebensmittel abgenommen worden waren, wurden sie zurueckgeschickt.

Die Gendarmen vermuteten in den neu Angekommenen eine gute Einnahmsquelle. Sie versprachen gegen Bezahlung andere Quartiere ausfindig zu machen. Einige Familien uebersiedelten auch wirklich noch am selben Tage in leer stehende Bauernhaeuser, die nur den Vorteil boten mehr Platz zu gewaehren und weniger schmutzig zu sein. Diejenigen, aus denen die Gendarmen nichts herausholen konnten, mussten noch wochenlang in der Schule wohnen. Kaelte, Schmutz und unsaegliche Entbehrungen liessen in diesen Elendsquartieren den Typhus ausbrechen, dem mehr als ein Drittel zum Opfer fiel.

## Czetvertinovka

Die Lagerinsassen der Cariera wurden im September auf verschiedene Doerfer aufgeteilt. Der Weg musste natuerlich in sengender Sonnenglut zu Fuss zurueckgelegt werden. Ein jeder hatte seine Buendel selbst zu tragen. Sobald einer, dem die Kraefte erlahmten, zurueckblieb wurde er von einem der den Transport begleitenden Gendarmen mit Rutenstreichen, und wenn der betreffende Gendarm ein weniger sanftes Gemuet hatte, auch mit Gewehrkolbenstoessen wieder in Reih und Glied gejagt.

Nach einer 4-5 stuendigen Wanderung durch mit ausgedoerrten Stoppeln bedeckten sich unendlich weit ausdehnenden Feldern, kamen wir um die Daemmerstunde ans Ziel. Doch wir mussten noch das ganze Dorf durchwandern, ehe wir an die uns zuge dachte Behausung gelangten. Als wir naehergekommen waren, erkannten wir mit Schrecken, welche Wohnung wir jetzt beziehen sollten. Es war dies nichts anderes, als ein langgestreckter Pferdestall. Die mit Stroh und Lehm beworfenen duennen Holzwaende waren in Abstaenden von drei zu drei Metern von kleinen Oeffnungen durchbrochen, die als Fenster dienen und Licht durchlassen sollten. Doch sie erfuehlten ihren Zweck nicht, denn da die Scheiben schon laengst zerbrochen waren, hatte man sie durch Holzbretter ersetzt.

Die Pferde, die ehemals den Stall benuetzt hatten, waren schon entfernt worden, doch nicht auch ihre Spuren. Ganze Berge von Kot und Mist waren zurueckgeblieben. Inzwischen war die Nacht hereingebrochen und man konnte bei der jetzt herrschenden Finsternis nicht daran denken, den Stall zu reinigen. Da hiess es die Nacht verbringen, so gut es eben ging. Auch der Raum war viel zu eng fuer die 200 Menschen, die man hineingepfercht hatte. Kreuz und quer lagen sie einer neben dem anderen am Boden.

Doch trotz der Ermuedung, die als Folge des anstrengenden Marsches alle erfasst hatte, gab es nur wenige, die waehrend dieser Nacht ein Auge schliessen konnten. Unzaehlige riesige Floehe stuerzten sich mit wilder Gier auf die Ankoemmlinge. Nach so langem Fasten hatten sie endlich Gelegenheit, ihren Hunger zu stillen. Es waren so viele, dass es ganz unmoeglich war, sich ihrer zu erwehren. Erst gegen Morgen als die Floehe sich schon satt gesogen hatten, konnte man ein wenig einschlummern.

Die Gendarmen, die das Lager zu bewachen hatten, hielten streng auf die Durchfuehrung ihrer Befehle. Schon um 6 Uhr morgens mussten alle die Behausung verlassen, und trotz herbstlicher Morgenkuehle und der unzureichenden Kleidung am freien Platz vor dem Stall lagern. Auch bei nassem Wetter musste die Baracke verlassen und in der klebrigen Kotmasse gelagert werden. Das Verlassen der Wiesen, die zum Stall gehoerten, und sich um ihn in einem Umkreis von ca. 200 Meter ausdehnten, war strengstens verboten. Wehe dem, der es gewagt haette ins Dorf zu gehen. Wurde er erwischt, so schlugen sie ihn blutig. Der Verkehr mit den Bauern war auch verboten. Nur einmal in der Woche, am Sonntag, wurde fuer zwei Stunden ein Markt gestattet. Es galt sich dann fuer die ganze Woche zu verproviantieren. Die Bauern hatten bald erkannt, dass die Juden leicht auszubeuten seien. Sie steigerten die Preise in unverschae mter Art, oder verweigerten ueberhaupt den Verkauf der Lebensmittel fuer Geld. Sie verlangten als Gegenwert Kleider, Gebrauchsgegenstaende. Da noch die meisten Lagerbewohner etwas davon besaessen, kam ein Handel dieser Art zustande, natuerlich sehr zum Nachteil der Juden, die ein wertvolles Kleid fuer einen Liter Milch oder etwas Brot hergeben mussten. Ausserdem hatte noch der Handel im Tauschwege den Nachteil, dass er viel mehr Zeit in Anspruch nahm. Es kam oft vor, dass in den zwei Marktstunden die zum Tausch angebotenen Gegenstaende keine Abnehmer fanden. Die Betreffenden mussten nun darauf gefasst sein, eine Woche lang buchstaeblich zu hungern, und auf den naechsten Wochenmarkt warten, um ihr Glueck wieder zu versuchen.

Fast genau so schwer wie der Einkauf der Lebensmittel, war auch ihre Zubereitung. Bis auf Brot, das am teuersten war, und das die wenigsten sich leisten konnten, musste alles, wie Kartoffel, Maismehl und Hirse gekocht werden. Jede Familie errichtete sich einen eigenen „Herd“. Er bestand aus drei Ziegeln, auf die die Toepfe hingestellt wurden. Unter ihnen wurde Feuer gemacht. Abgesehen davon, dass diese Art des Kochens in der feuchten Witterung ganz unmöglich war, fehlte es ausserdem auch an Heizmaterial. Selbst das Semmeln von trockenen Stoppeln, die auf dem Felde zu finden waren, war verboten. Schon ganz frueh gingen alle Mitglieder der Familie hinaus um Brennmaterial zu suchen. Jedes Strohhalmchen, auch das winzigste Stueck duerres Reisig, wurde aufgehoben und hastig in die Taschen gesteckt. Oft kam es vor, dass die Kartoffel oder der Hirsebrei halb roh waren, da es an Brennmaterial mangelte sie fertig zu kochen. Doch man hatte es gelernt, sie auch so zu essen.

Auch die Erlangung von Trinkwasser war ein Problem. Man durfte das Wasser eines einzigen Brunnens benutzen, das durch das Hereinstecken von Gefaessen zweifelhafter Reinheit, eine hellbraune Farbe angenommen hatte. Es war nicht verwunderlich, dass durch Genuss dieses Wassers und durch das Zusammengepferchtsein, sich bald eine Bauchtyphus-Epedemie einstellte, die bei diesen sanitaeren Verhaeltnissen ganz unmöglich einzudaemmen war. Es fielen ihr viele zum Opfer.

Die Ueberlebenden wurden nach sechs Wochen aus den verschiedenen Doerfern auf die Cariera zurueckgetrieben, wo sie den ganzen Herbst ueber bleiben sollten.

Berschad, Maerz-April 1942

Das Staedtdchen ist zum groessten Teil den Juden verschlossen. Die Ungluecklichen duerfen nur in das Ghetto kommen, einem Stadtteil, in dem die Judenquartiere noch in der Czarenzeit lagen, der jetzt mit Zaun und Stacheldraht gegen die christlichen Quartiere abgesperrt ist.

Baufaellige Lehmhuetten, die so niedrig sind, dass man das Dach von der Gasse aus mit der Hand beruehren kann, bilden winklige Gaesschen. Will man durch die Tuere eintreten, muss man den Kopf neigen, um nicht mit der Stirne an das morsche Gebaelk zu stossen. Die Fenster sind windschief, die Scheiben meist zerbrochen und an den schadhaften Stellen durch Pappe oder durch Brettchen ersetzt. Fussboden sind selten, in den meisten Behausungen gibt es nur schmutzige Lehmboeden. Die Einrichtung besteht meist aus Tisch, einigen wackligen Stuehlen und einer hoelzernen Schlafbank. Ein Bett oder ein gepolstertes Sofa gehoeren zu den Seltenheiten. Ein Blechherd dient zum Kochen. Die geringe Waerme die er spendet muss in der kuehlen Jahreszeit die Beheizung ersetzen. Die meisten schlafen auf Pritschen aus gehobelten, in vielen Faellen morschen wanzigen Brettern. Strohsaecke haben nur die alteingesessenen Bewohner, die neu hinzugekommenen schlafen auf dem harten Brett, ohne jede Unterlage, wenn sie im Besitze einer Pritsche sind. Ungezaehlte lagern auf den schmutzigen Lehmboeden, ueber die selbst am Tage Ratten und Maeuse einander jagen.

In diesen Elendsquartieren wohnen die einheimischen Juden. Ihre Lage ist ertraeglich. Sie sind an diese Lebensweise die sie fuehren gewoehnt. Sie haben Lebensmittelvorraete und leben in gutem Einvernehmen mit der Bauernbevoelkerung der Umgebung, mit der sie Handel treiben. In der letzten Zeit haben sie Zuwachs erhalten, aus vielen Orten der Ukraine waren Juden, welche die deutschen Besatzungstruppen mit gutem Grunde fuerchteten, zu ihnen gefluechtet. Auch gegen die Neuhinzugekommenen besteht keine Abneigung. Die gemeinsame Gefahr wirkt einigend.

Aber die Sache hat sich mit einem Male geaendert. Es kommen Bukowiner und Bessarabische Juden; sie kommen aus den Kolchozen, sind verlaust und krank. Es gibt keine freien Haeuser, also muessen sie bei den einheimischen Juden einquartiert werden. Man wehrt sich aus begreiflichen Gruenden gegen die ungebetenen Gaeste, aber die Gendarmerie verlangt, dass man sie beherberge und fuehrt sie mit Gewalt ein. Bald sind alle Haeuser ueberfuellt, jeder Raum von den Ungluecklichen besetzt. Die Einheimischen kaempfen vergebens gegen die Ueberflutung, unaufhaltsam treten stets neue Menschen auf den Plan, alle krank, schmutzig, vom Tode gezeichnet. Die Behoerden erzwingen die Aufnahme. Die Ungluecklichen liegen und sterben schon in Staellen, in offenen Raeumen und noch immer hoert der Zustrom nicht auf.

Es dauert nicht lange und die alteingesessenen Juden merken, dass jedes Ding zwei Seiten hat und richtig besehen die Anwesenheit der Deportierten auch Vorteile bringen kann. Wohl sind die fremden Juden dem Untergange geweiht, aber sie alle haben einmal bessere Tage gesehen. Man merkt es an ihrer Kleidung, die trotzdem die meisten bereits beraubt worden waren, noch immer, gemessen an den eigenen Kleidern, wie ein Gruss aus der zivilisierten Welt anmutete. Auch erfasste man bald, dass viele noch versteckte Schmuckgegenstaende, Goldstuecke und Dollarnoten besaessen. Fand man doch solche Schaetze auch in den Taschen der Kleider Verstorbener. Also gemacht, hat man schon den Verdruss, die Fremden dulden zu muessen, so soll diese Duldung die Quelle eines guten Einkommens werden, der Anfang zu einem neuen, hoeheren Lebensstandard sein.

Der Flecktyphus, aus den Kolchozen verschleppt, ist allgemein. In einem Zimmer liegen 10-12 Personen jeglichen Alters und Geschlechts. Das Delirium hat sie alle erfasst, die Lippen beben, die Augen rollen, das Bewusstsein ist geschwunden. Die einheimischen Juden fuerchten die Ansteckung nicht, sie haben diese Krankheit, die in diesen Gegenden schon oft wuetete, bereits ueberstanden. Sie sind immun. Sie naehern sich den Kranken, sie bringen heisses Wasser. Man stuerzt sich auf die angebotene Labung, man bezahlt sie mit Kleidern, mit Brillantringen, mit Goldmuenzen und Dollarnoten. Die Wohлтаeter sind befriedigt. Die Sterbenden und Gestorbenen werden von den Wohлтаetern rechtzeitig beiseite geschafft und nur entkleidete Leichen ins Grab versenkt, denen auch die Goldzaehne fehlen.

Die Einheimischen sind zufrieden, auch die Zahl der Fremden sinkt. Taeglich faehrt ein Waegelchen durch die Gassen und nimmt die Leichen auf, die in einem jeden Quartier gesammelt und in einer Ecke liegen. Der Wagen ist nicht gedeckt. Arme und Beine ragen hervor und werden im Strassenkote geschleift. Auf dem Beerdigungsplatze liegen schon Berge von eingefrorenen Leichen. Der Boden ist fest gefroren und niemand kann ein Massengrab ausheben. Spaeter wird die Arbeit von Juden geleistet, aber die Leichen sind nicht mehr zu scheiden, Arme und Beine sind zu einem nicht loesenden Knaeuel verbunden. Man muss Gewalt anwenden und nur abtrennbare Leichenteile ins Massengrab werfen. Die Reste kommen hintendrein. Das Grab wird zugeschaufelt und unmittelbar drauf schreitet man an die Aushebug eines neuen.

Im kommenden Sommer erlosch die Epidemie. Die Bauern, die vorher das Ghetto nicht betreten durften, wurden nunmehr eingelassen und brachten Nahrung. Die Ueberlebenden erholten sich zusehends. Aber die Statistik zeigte den Grad des Ungluecks. Von 20.000 Juden waren 5.000 zurueckgeblieben. Von den Intellektuellen waren 90% ums Leben gekommen, ganze Familien mit Kindern ausgeloescht.



Bershad, 1943

## Eine Feiertagsepisode

Es ist Simchath-Thora, der Tag der Gesetzesfreude. Juedischer Optimismus, lebensbejahend wie immer, wollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Die Lebenden duerfen hoffen. Schon lange zuvor planten junge Menschen die leidvolle Gegenwart fuer eine kurze Zeit vergessen zu lassen, und sei es auch nur fuer eine Stunde, ein wenig Heiterkeit zu bringen, ein wenig ablenken und zerstreuen. Althergebrachte Tradition, diesen Tag der Freude zu widmen, und die Zeitumstaende, die die Buerde des Lebens unertraeglich erscheinen lassen, wenn nicht ein kurzer Sonnenstrahl das Gewoelk erhellte, bewegten sie dazu, den Versuch zu machen.

Es gibt im Orte Berufssaengerinnen, Deletanten beiderlei Geschlechts, Taenzerinnen, Vortragskuenstler, Humoristen. Man probte wiederholt und fuer Simchath-Thora war eine oeffentliche Vorstellung durch muendliche Propaganda angekuendigt worden. Diese Art der Ankuendigung musste gewaehlt werden, weil die Gendarmerie niemals eine juedische Feier zugelassen haette. Die Gefahr in die sich Darsteller und Zuhoerer dadurch begaben, erhoehrte den Reiz der Vorstellung.

Ein „Saal“ wurde ausfindig gemacht. Es war dies von schlecht zusammengefuegten Brettern abgeschlossener Raum auf einem gemauerten Unterbau, zu dem eine kleine eiserne Treppe fuehrte. Frueher diente der Raum als Werkstaette fuer Seilerarbeiten, jetzt war er verfallen und drohte einzustuerzen. Die Juden hatten einige Pfeiler aufstellen lassen, um die morsche Decke zu stuetzen und aus Brettern, Sitzgelegenheiten eingerichtet. Auf diese Weise war der Raum, den man zur Abhaltung von Gottesdiensten an den hohen Feiertagen benutzte, zweckentsprechend umgestaltet worden. Nun war er „Theater“ geworden. Die Inneneinrichtung war ebenso einfach wie originell. Einige Pfosten bildeten die Buehne und farbige Tischtuecher bildeten das Material aus dem sich der Vorhang zusammensetzen liess. Da fuer das Orchester kein Raum vorhanden war, musste es in der ersten Sitzreihe Aufstellung nehmen.

Allmaehlich fuellte sich das Theater. Um 3 Uhr war schon so viel Publikum, dass man neu hinzukommenden den Eintritt verweigern musste, im baufaelligen Gebaeude konnte Ueberfuellung Lebensgefahr bringen - und sie auf eine Wiederholung der Vorstellung vertroestete. Die Anwesenden warteten ungeduldig auf die Eroeffnung.

Endlich schwingt jemand ein Kuhgloeckchen hinter dem Vorhang. Das Signal ist gegeben und im Namen der Veranstalter spricht ein junger Mann einige einleitende Worte. Darauf folgt die juedische Nationalhymne, welche die Anwesenden stehend anhoeren. Man spendet am Schluss Beifall und erwartet die Abwicklung des Programmes. Aber es verstreicht eine geraume Zeit, ohne dass der Vorhang aufgeht. Man wird nervoes. Doch bald erfahrt man die Ursache der Verzoegerung. Der Ghettochef sei von der Gendarmeriekaserne, wohin er beordert worden war, zurueckgekehrt und haette den Versammelten eine wichtige Mitteilung zu machen.

Der Vorhang teilt sich und nun steht er auf der Buehne, umgeben vom ganzen Ensemble, das gleichfalls Aufstellung genommen hat. „Ich bringe Euch diesmal“ so ertoent es von der Buehne „eine frohe Botschaft“. Der Gendarmerieoffizier ordnete an, dass alle Familienoberhaeupter, Maenner und Frauen sich in den Stadtpark (Ausserhalb des Ghettos) begeben und sich dortselbst unter Angabe des Heimortes registrieren lassen. Dies beziehe sich auf die bevorstehende Rueckkehr. Lebhafter Applaus folgte diesen Woten. Es schien sich alles zum Besseren zu wenden.

Rettung winkte den Ueberlebenden. Das Interesse fuer die nunmehr folgende Vorstellung war verschwunden, die meisten begaben sich auf die Strasse und diskutierten lebhaft den Vorfall. Da zeigte es sich, dass die freudige Stimmung verfliegen war. Man uebte an der Art der Registrierung Kritik. Man verstand die Massnahme nicht ganz. Hatte denn die Gendarmerie nicht die Liste aller Ghettobewohner, eine Liste die wiederholt ergaenzt und berichtigt worden war? Wozu war eine neuerliche Registrierung noetig, deren Ergebnis im besten Fall eine unvollstaendige, dem Zufall entsprungene Sammlung von Namen sein koennte? Man witterte ein Danaergeschenk. Aber es gab auch solche welche die aetzende Kritik der anderen offen missbilligten. Die Auflage der neuen Liste sei Amtsschimmel, an und fuer sich bedeutungslos, aber immerhin ein Zeichen dafuer, dass die Regierung ihr Unrecht einsehe und einlenken wolle. Es sei ungerecht in allen Massnahmen Verrat zu wittern. Man muesse sich im Park registrieren lassen.

Inzwischen hatten der Unteroffizier und ein Soldat an einem Tische im Parke Platz genommen. Der Soldat hatte ein grosses Lineal und im aufliegenden Bogen trug er die fortlaufenden Nummern ein. Wer die Rubriken ausfuellen liess, indem er auf die Frage nach dem Orte und der Zeit der erfolgten Deportierung geantwortet hatte, durfte heimgehen. Nun schienen die Schwarzseher widerlegt. Das Vertrauen wurde allgemein und durch das geoeffnete Tor des Parkes stroemten so viele Menschen ein, dass die Registrierung bis zur Schaffung eines Ordnungsdienstes unterbrochen werden musste.

Es bildeten sich nunmehr Gruppen sorgloser, schwatzender Menschen, die auf die Fortsetzung der Registrierung warteten. Da ertoente ploetzlich ein schriller Kommandoruf. Durch das Eisengittertor war eine Compagnie schwer bewaffneter Gendarmen eingezogen, und hinter ihr wurde es wieder geschlossen.

Die Anwesenden waren gefangen, die Perfidie gelungen.

Was nun folgte wollen wir kurz berichten. Nachdem die Soldaten Schreckschuesse abgefeuert und einzelne Juden schwer verpruegelt hatten, trat Ruhe ein. Nunmehr wurden die anwesenden Frauen zu einem Zug formiert und fuer sie oeffnete man das Tor. Sie waren frei. Die zurueckgebliebenen Maenner, alt und jung, auch Knaben befanden sich unter ihnen, wurden in den ersten Abendstunden auf die Gendarmerie eskortiert. Auf einen Fluchtversuch wurde ausdruuecklich die Todesstrafe gesetzt. Die Angekommenen wurden zunaechst in leere Pferdestaelle gebracht und dort in Haft gehalten. Im Laufe der Nacht wurden Gruppen dem Commandanten vorgefuehrt. Wenige wurden heimgelassen, die meisten zurueckbehalten und zu Zwangsarbeit verschickt. Nicht alle kamen wieder, einige nach mehreren Monaten grausiger Entbehrungen und infamer unwuerdiger Behandlung krank, in Fetzen gehuellt, der Habe beraubt.

So endete im Ghetto Berschad ein Tag, der der Zerstreuung gewidmet war. Die Soldateska uebte in brutalster Weise ihren Spott an den Ungluecklichen, die sie verdaechtigte, dass sie sich gelegentlich bei den vorhergegangenen Arbeiteraushebungen gedruueckt haetten. Das „Bravouerstueeckchen“ der Berschader Gendarmerie wurde allenthalben als eine charakteristische Erscheinung des bereits erfolgten Zusammenbruches der oeffentlichen Moral aufgefasst und den anderen vom Bankrott der Logik und dem Triumphe der Luege eingegebenen Massnahmen zugezaehlt.

Berschad, November 1943

## Eine Begegnung

I.

„Kennen Sie schon den Maler K?“, fragte mich ein Bekannter. „Nun, ich will Sie zu ihm fuehren. Er geht selten aus, weil er mit gutem Grund fuerchtet, der Gendarmerie in die Haende zu fallen. Er ist erst seit kurzem hier.“ „Auch einer, der jenseits des Bug war?“ „Ja, nicht zu laut. Er und seine Frau stehen noch unter dem Eindrucke der furchtbaren Erlebnisse. Dennoch wird er sich freuen, Sie kennen zu lernen“.

Meine Frau und ich stapfen durch den Kot der im Herbst aufgeweichten Gassen. Bei jedem Schritte fuerchtet man, den Grund zu verlieren und ist froh, wenn man den Fuss wieder herauszieht, auch wenn er von dicken zaeh klebrigen Massen wie von einem Bleigewicht beschwert ist. Der Maler wohnt in einem fuer Berschad charakteristischen Hause. Windschiefe Tueren und Fenster, unter einem Winkel von ungefaehr 30 Graden gegeneinander geneigt, ungepflegter Lehm Boden, niedrige Zimmerdecke, schmutzige angerauchte Waende, uralter schadhaft gewordener Hausrat, aus Tisch, wackligen Stuehlen und Schlafbank bestehend bieten das gewohnte Bild. Im Zimmer leben noch zwei Familien, welche die Neuangekommenen willig aufnehmen und dabei eine seltene nur durch ein gemeinsames Schicksal zu erklarende Solidaritaet bekundeten. Der Maler ist zuhause und nach kurzer Zeit ist das Gespraech im Gange. Er schildert seine Erlebnisse, beschreibt die Zustaende unter der deutschen Verwaltung und erbringt fuer alles von ihm Vorgebrachte den Beweis in schlichten Skizzen von kuenstlerischer Vollendung. „Als wir auf der Flucht vor dem Tode in der Nacht durch den Bug wateten, mir das Wasser schon bis zum Munde reichte, hielt ich die Mappe mit den Zeichnungen hoch und rettete sie so“, fuegte stolz seine Frau hinzu. Fuerwahr, der Schatz ist geborgen. Was Maler K. erzaehtle und was aus seinen Zeichnungen deutlich wurde, wollen wir im Folgenden berichten.

II.

Jenseits des Bug bestehen viele Judenlager, alle sind in gleicher Weise organisiert, wenn auch die Lage der Insassen je nach dem Verhalten des jeweiligen Kommandanten verschieden ist. Das Lager ist von Stacheldraht umgeben und ukrainischer Miliz bewacht. Diese steht unter dem Kommando deutscher Wehrmachtsangehoeriger verschiedener Grade. Die Juden wohnen in Gebaeuden, die meist ihre Zahl nicht fassen koennen. Oft wurden Ueberzaehlige einfach ermordet. Juden, welche sich gegen die Disciplin vergingen oder sonstwie den Unwillen der Vorgesetzten auf sich zogen, sofort beseitigt.

Aus unbehauenen Staemmen und Weidenruten wurden in jeden Schlafsaal ueber dem Fussboden noch zwei Etagen eingerichtet, zu denen Leitern emporfuehrten. Es versteht sich, dass in diesen Vogelkaefigen kein Mensch aufrecht stehen kann. Man verbringt die Zeit in sitzender oder hockender Stellung. Dieses menschenunwuerdige Quartier wird ja meist nur zum Schlafen benutzt, tagsueber sind alle Insassen - nur die Kranken ausgenommen, bei der Arbeit. Schon in aller Fruehe muessen die Juden, Maenner und Frauen, von Milizsoldaten eskortiert zum Arbeitsplatz gehen, der oft bis zu 15 Kilometern entfernt liegt. Nicht arbeitsfaehige Leute, Kinder und Alte, selbst wenn sie sich zur Arbeit meldeten, wurden gleich nach Einlieferung ins Lager beseitigt, d. h. sie wurden auf Wagen verladen, weggefahren und glatterwegs getoetet. Augenzeugen berichten, dass die Exekution mit unmenschlicher Grausamkeit vorgenommen wurde.

Die Koepfe der kleinen Kinder wurden gegen einen Baumstamm zerschmettert, dass das Gehirn herausquellte, und dann in breitem Bogen in das bereitstehende, von Juden ausgegrabene Massengrab geworfen. Muetter, die ihre Kinder nicht gutwillig hergaben, mussten zusammen mit ihnen den Tod erleiden.

Die Juden werden zum Strassenbau verwendet. Die Antreiber sind Juden, welche der deutsche Kommandant mit dieser Funktion betraut hat. Sie sind bei den anderen Juden sehr unbeliebt, klammern sich aber an ihren Posten, weil sie die anderen fuer sich arbeiten lassen. Schliesslich ist das Schicksal aller Insassen, auch der juedischen Aufseher, das gleiche. Wenn die Strasse fertig ist, oder wenn die militaerische Lage die Raeumung des Platzes erheischt, dann werden die Lager „umgelegt“. Mit diesem Worte wird die Toetung aller Insassen bezeichnet. Dass diese auf dem Wege zum Toede fuerchterlich gepeitscht wurden, ihr Massengrab selbst schaufeln und schliesslich ins Grab steigen mussten, um dort auf den Gnadenschuss zu warten, ist nach dem bereits gesagten nur zu verstaendlich.

Einigen gelang es im letzten Augenblicke von der Staette des Grauens zu fliehen, man schoss ihnen nach. Und doch kamen wenige, unter ihnen halbwuechsige Kinder, mit dem Leben davon. Sie erzaehlten von dem Grauen, das ihre Augen gesehen, und beschrieben anschaulich, wie Vater, Mutter und Geschwister ums Leben gebracht wurden. Jetzt sind viele der wie durch ein Wunder geretteten Kinder in Waisenhaeusern untergebracht, wo sie ein Obach gefunden haben und jetzt vieles lernen. Werden sie auch vergessen lernen? Gerade das taete not.

Die Arbeiter erhalten nur einmal am Tage eine schwache Suppe. Wer nicht in der Lage ist, die notwendige Zusatznahrung zu kaufen, geht an Hunger zugrunde.

Eine Episode aus Berschad, Januar 1944

An der Front geht es den Deutschen schlecht. Die fortgesetzten Umfassungsmanoever haben ihre Wirkung gehabt. In wochenlangen Kämpfen erstirbt die deutsche Widerstandskraft, die Disziplin lockert sich bedenklich, der Terrainverlust wird sogar von der offiziellen Berichterstattung zugegeben und auf den Strassen, auf denen deutsche Heeresreste zurueckfluten, zeigen Orientierungstafeln wie „deutsches Ortskommando“, „Auffangstelle“, „Lazarett“ und andere von den vergeblichen Bemuehungen der Heeresleitung die uneingestandene Niederlage zu „organisieren“.

Deutsche Soldaten verkaufen im Orte auf der Flucht gestohlene Pferde, Decken, Trockenspirit, Feuerzeuge gegen eine Kleinigkeit, meist im Tausche gegen Lebensmittel. Findige juedische Koepfe machen ihr Gelegenheitsgeschaeft.

Noch ist die Front viele Kilometer entfernt, aber die gewaltigen Wellen haben Berschad bereits erfasst und das Ghetto beginnt wie ein Seismograph die Geschehnisse zu registrieren. Deutsche Feldgerichte, unterstuetzt von der rumaenischen Gendarmerie suchen und finden „Partisanen“, das heisst getarnte Feinde, deren Ausrottung mit allen Mitteln eines bis ins Detail raffiniert ausgedachten von Sadismus erfuellten Systems betrieben wird. Zunaechst sind es Ukrainer, die man „ueberfuehrt“ hat. Einige ukrainische Beamte der Zuckerfabrik werden erschossen und man haengt ihre Leichen oeffentlich an Telegraphenstangen auf. Hier baumeln sie wochenlang, bekleidet wie sie im Leben waren, doch ohne Kopfbedeckung, und selbstverstaendlich ohne Stiefel, die doch einen Seltenheitswert erreicht haben. Der Schnee verfaengt sich im Kopfhair der Leichen die im Winde pendeln.

Die Juden schliessen die Augen, wenn sie der Weg an den Leichen vorueberfuehrt, aber ehe sie die ganze Tragweite der odiosen Massnahmen erfassen, ist das Unglueck da. Juden werden in der Nacht ausgehoben, unter Peitschenhieben und Gewehrkolbenschlaegen zur Gendarmerie getrieben und nach einem tagelangen Verhoer waehrend dessen sie bis aufs Hemd entkleidet im Schnee stehen und auf die gestellten Fragen antworten muessen, „abgeurteilt“. Um Gestaendnisse zu erpressen werden Mittel angewendet deren Grausamkeit nur entfernt an mittelalterliche Folterqualen erinnert. Wer nach dieser Untersuchung noch nicht infolge des Hungers und der Erschoepfung, noch nicht infolge der Knochenbrueche an den Extremitaeten, gestorben war, wer noch atmete nachdem ihm mit stumpfen Instrumenten die Kieferknochen und der Schaedel zerschmetterert waren, erhielt die Gnadenkugel. Dies war das Los des deportierten **Advokaten Schrenzel aus Storojintz** und sehr vieler ukrainischer Juden.

Jenseits des Bugs wurden Judenlager „umgelegt“, was regelmaessig der Fall war, wenn die Front ins Wanken geriet. Die deutsche Bestie entlud ihren Zorn an den unschuldigen Opfern, den wehrlosen Frauen und Kindern... Trotz des Stacheldrahtzauns, der das Jugenlager umgab, versuchte das gehetzte Menschenwild zu fliehen und o Wunder in einigen Faellen gelang die Flucht einzelnen.

Nach Bershad kommen einige Unglueckliche die Frau und Kinder jenseits des Bugs gelassen haben. Es sind nicht die Besten welche es vorgezogen haben ihr Schicksal von dem ihrer Familie zu trennen, aber der Selbsterhaltungstrieb erwies sich staerker als eine im Ungluecke stark gelockerte Moral. Das juedische Ghetto nimmt die Fluechtlinge auf. Ihrer wie der Gastgeber harrt ein ungewisses Los...

Menschen, deren Angehörige in deutschen Judenlagern jenseits des Bugs interniert waren, bestuermen die angekommenen Fluechtlinge mit Fragen nach dem Schicksal ihrer Lieben. Die Antwort war fast immer die gleiche: „Erschossen“, „Erschlagen“, „Verhungert“, „Gestorben“, „verschollen“, die ganze Skala deutscher Kriegspychose.

Mit einer durch das System erklaerlichen Gleichheit war man in allen Faellen vorgegangen. Im Lager hatten die deutschen Kriegsbestien von ukrainischer Miliz uterstuetzt, eine harte Disciplin eingefuehrt. Maenner und Frauen mussten noch vor Tagesanbruch einen stundenlangen Marsch antreten, um zur Arbeitsstelle (meist Strassenbau) zu gelangen. Am Abend begann der Rueckmarsch. Eine schuettere Suppe war der Lohn des Tages. Wer erkrankte, wer zu alt erschien um arbeiten zu koennen - die Alten verheimlichten deshalb ihre Jahre und machten falsche Angaben -, Kinder und Krueppel wurden auf Wagen geladen, weggefuehrt und kehrten nie zurueck. Die juedischen Gruppenfuehrer waren verhasst, weil sie Vorteile fuer sich erreichten, indem sie andere ins Elend stiessen und durch Denunzation den deutschen Auftragsgebern Dienste leisten wollten. Es war umsonst. Wenn die Arbeitskraft erschoeppt war, oder wenn der Befehl kam, das Lager „umzulegen“, wurden sie ebenso wie ihre Fronsklaven erschossen.

Und in diesem Elend, in dem der brutale Egoismus Orgien feierte, in diesem durch die Verhaeltnisse aufgezwungenen Kampf ums Dasein mit allen den grausig haesslichen Erscheinungen eines bis zum Wahnsinn gesteigerten Selbsterhaltungstriebes gab es dennoch Faelle von beispielloser Hingabe. Wer wird die Geschichte der Muetter schreiben, die freiwillig in den Tod gingen, weil sie sich ihre Kinder nicht nehmen liessen; die kein Versprechen lockte, keine Aussicht auf bessere Tage im Entschluss wanken machte, mit dem Kinde zusammen zu sterben.

Die aus dem Lager entkommenen Fluechtlinge erzaehlten diese Erlebnisse, als wenn sie alltaegliche Erscheinungen gewesen waeren, kaum nennenswerte Erscheinungen aus dem Leben einzelner in der Zeit des Massensterbens. Und doch sei ein Fall der Vergessenheit entzogen.

Ein Juengling, Aronowitsch war sein Name, aufrecht und stark, hoffte durch ehrliche Arbeit die deutsche Bestie zu versoehnen. Er arbeitet fuer drei, seine Selbstaufopferung wurde zur Nachahmung empfohlen. Eines Morgens, als er eingereiht dastand, bereit zur Arbeit zu gehen und ungeduldig auf den Aufbruch wartete, hoerte er einen unheilverkuendenden Laerm im Lager. Was war geschehen? Es war ein Automobil gekommen, um die Alten wegzufuehren. Vor aller Augen wurden Greise und Greisinnen verladen und dicht gedraengt standen die Ungluecklichen mit in Todesangst verzerrten Zuegen. Und o weh, unter den Opfern erblickt Aronowitsch die Grossmutter, die gute Grossmutter, die ihn so sehr liebte. Aronowitsch verlaesst seinen Platz. Man haelt ihn gewaltsam zurueck. Er reisst sich los. Auf den Knien fleht er den ukrainischen

Schergen an, die Grossmutter frei zu geben. Er verspricht auch die ihr zgedachte Arbeit zu leisten, er beteuert seinen Eifer, er weint, er bittet, er wirft sich vor die Raeder des Autos, er schreit ....., alles umsonst, der Ukrainer weidet sich an seiner Qual. Er laechelt, aber er bleibt hart. Aronowitsch laesst sich nicht abweisen. Wie ein Loewe um sein Junges, so kaempft der Junge um seine Grossmutter. Sein junger Kopf kann die Gemeinheit, die Grausamkeit, den Sadismus nicht fassen. Was hat die alte Frau dem Schurken getan? Warum sollte sie ermordet werden, sie, deren Tage oehin gezaehlt waren? „Du kannst mitkommen“, sagt endlich der Scherge, zu dem sich ein deutscher SS Mann gesellt hat. Freudig springt der Juengling in den Wagen, und die Maschine wird angekurbelt. Aronowitsch tritt seine Todesfahrt an. Da er nicht mehr fuer die gute Grossmutter leben darf, darf er wenigstens zusammen mit ihr sterben.

Diese Grosstat juedischen Familiensinns und edler Aufopferungsfahigkeit hat einen Epilog. Waehrend der Student Aronowitsch in den Tod ging, war seine Mutter abwesend. Als sie ins Lager zurueckkehrte und man ihr schonungsvoll mitteilte, dass die Mutter abgefuehrt wurde, der Sohn jedoch auf Arbeit gegangen war, erriet sie sofort den Zusammenhang der Dinge. Sie schrie nach ihrem Kinde, weinte und jammerte, liess sich nicht beruhigen. Vergebens waren die Trostworte der Umgebung, vergeblich der Hinweis auf die Uerbittlichkeit des Judenschicksals. Die Frau weinte immer mehr.

Am naechsten Tage wurde eine Wahnsinnige vom diensthabenden Milizmann erschossen.

Berschad, Februar 1944

In Berschad merkt ein jeder, dass die Ostfront sich immer mehr nach Westen verschiebt. Deutsche Soldaten beherrschen das Strassenbild, und die Juden machen einen Bogen, um jeden den sie erblicken. Deutsche Maschinen rasen durch die Hauptstadt und mitten unter ihnen bewegt sich langsam ein Zug von Wagen, deren Insassen Frauen und Kinder sind, von Kuehen, die hinter den Wagen trotten, ungesattelten Pferden, auf denen Bauern reiten und Gefaehrte mit Hausrat aller Art - es werden Doerfer evakuiert.

An einer Telephonstange am Beginn der Hauptstrasse haben Deutsche Wegweiser angebracht, Holztafeln mit roher Druckschrift und Pfeilen, welche die Richtung zeigen. Da liest man: Feldlazarett, Auffangstelle, Ortskommandatur. An den Raendern des Ghettos standen Warnungstafeln in rumaenischer und ukrainischer Sprache, welche den Christen den Eingang unter Strafandrohung verwehrten. Jetzt wurden diese Tafeln um einen Streifen vermehrt: „Fuer deutsche Wehrmachtsangehoerige verboten“. Aber diese Anordnungen erfuellen ihren Zweck nicht, da niemand auf ihre Befolgung zu achten scheint. Fast allnaechtlich ereignen sich Belaestigungen, ja freche Beraubungen von Juden im Ghetto, wobei die Helden der Untaten in deutsche Uniformen gekleidete Ukrainer, wirkliche deutsche und rumaenische Soldaten waren.

Die Ortskommandatur, in einem Hause an der das Ghetto durchschneidenden Hauptstrasse angebracht, ist von Judenhaeusern umrahmt. Der Kommandant ist allen Juden bekannt und wird von allen gefuerchtet. Er hat den Rang eines Oberleutnants, hoert auf den Namen Breitag und ist krummbeinig wie sein Dackel, der stets in einem Abstand von zwei Metern seinem Herrn folgt. Furchtsame Juden gruessen schein den Herrn Oberleutnant, wenn sie eine Begegnung mit ihm nicht vermeiden konnten, aber der Gruss wird selten erwidert. Hingegen hoert man, dass er bei Spaziergaengen sich gelegentlich Kurzweil verschaffte, indem er seinen Hund auf juedische Kinder hetzte.

An Sonntagen ist der Herr Kommandant besonders agil. Es gefaellt ihm anscheinend nicht, dass Bauern in die Stadt kommen und mit Juden Handel treiben, dass juedische Frauen Salz, Naehnadeln und Seife ukrainischen Baeuerinnen anbieten und dass Kleider und Gebrauchsgegenstaende aller Art von deportierten Juden gegen Nahrungsmittel getauscht werden. Und weil er der Masse der Bauern nichts anhaben kann, kuehlt er seinen Zorn an den Juden. Da steht am Strassenrande eine Juedin, sie haelt einen Frauenrock in der Hand und wartet geduldig auf eine interessierte Kaeuferin. Der Oberleutnant konfisziert das Kleidungsstueck, vielleicht den letzten verkaeufllichen Besitz der Ungluecklichen und reicht es dem ukrainischen Milizmann in seinem Gefolge. Die Frau bittet, sie weint, da sie nicht die deutschen Worte findet, faltet sie die Haende, um von dem Gestrengen erhoert zu werden. Umsonst, er weist sie an den „Praeter“, so klingt in seinem Munde das Wort Praetor, der rumaenische Verwaltungschef.



Der Oberleutnant findet keine Ruhe. Er stellt einen deutschen Soldaten auf der Strasse und erteilt einen Befehl. Dann schreitet er mit vor Zorn geröteten Wangen auf ein juedisches Haus zu, das seinem Amtsgebäude gegenüber liegt, öffnet die Tür und tritt in die Stube. Er findet daselbst den Dentisten K., seine Frau und einen Mitarbeiter. Seine Augen rollen von einem zum anderen. Dann blickt er finster auf den Dentisten und platzt heraus: „Du bist ein Partizan“. Der Mann ist zu Tode erschrocken, er fasst sich und sagt bescheiden in bittendem Ton: „Ich bin ein aus Czernowitz deportierter Jude, ich bin kein Partizan.“ „Du bist doch ein Partizan, du willst heute Nacht die Kommandatur ueberfallen.“ Dabei legt er die Hand auf die Revolvertasche. „Herr Oberleutnant, ich spreche nicht ukrainisch, ich habe gar keine Gemeinschaft mit Ukrainern und Partizanen“. Die Frau des Dentisten bekommt einen Weinkrampf. „Wir sind keine Partizanen,“ schreit sie immerfort. Der Mitarbeiter kann kein Wort hervorbringen. Mit weit aufgerissenen Augen schaut er auf den Gefuechteten, der inzwischen den Revolver aus der Tasche gezogen hat.

Der Oberleutnant haelt einen Augenblick inne, dann brummt er zum Dentisten gewandt, zwischen den Zaehnen: „Diesmal will ich Dir verzeihen, aber ein Saujud bleibst du doch“. Er wendet sich zum Gehen, den Revolver in der Hand haltend. Noch auf der Tuerschwelle ruft er, als wuerde er ein lautes Selbstgespraech fuehren: „Ich muss heute noch zwei Juden toeten.“

Bald darauf knallt ein Schuss. Neugierig schaut alles zum Fenster hinaus. Der Kommandant ist eben in der Tueroeffnung seines Amtssitzes verschwunden, auf der Strasse liegt ein Koeter in seinem Blute.

Die Juden hinter den Fensterscheiben der gegenueberliegenden Haeuser wenden keinen Blick von der Kommandatur. Der Herr Oberleutnant verlaesst wieder das Haus, anscheinend missgelaunt. Diesmal gilt sein Besuch dem angrenzenden Nachbarhaus. Er klopft und ein schlecht gekleideter juedischer Arbeiter, der tags zuvor aus Nikolajwsk zurueckgekehrt war, tritt heraus. Hinter ihm erscheint in der Tueroeffnung die Gestalt eines aelteren Juden, des Vaters, dessen Gesicht der stumme Ausdruck einer leidvollen Vergangenheit ist. Beide, Vater und Sohn, sind ungebildete Menschen, sie verstehen nicht die deutsche Sprache. Da der Kommandant an sie eine Frage richtet, sind sie erschrocken und verlegen. Man sieht wie ein jeder von ihnen den Mund oeffnet, um zu antworten, aber das Wort erstickt auf den Lippen, sie schweigen. Der Oberleutnant hebt die Hand, die den Revolver umklammert haelt. Es faellt ein Schuss, ein zweiter. Beide Juden fallen hin, durch den Mund erschossen.

Der Herr Oberleutnant hat Wort gehalten.

Berschad, Februar 1944

Wer ist ein Partizan?

In der Stadt herrscht lebhaftige Bewegung. Soldaten, leichte Artillerie, Feldkuechen und die schier zahllosen Autos sind Anzeichen einer militaerischen Operation groesseren Stiles in der Umgebung. Man erfahrt bald - Diskretion ist eine Tugend von der man nur spricht, - dass verdaechtige Elemente in den nahen Waeldern Sabotageakte aller Art begingen, dass viele Gendarmen der Waffen beraubt und ermordet wurden, und dass die Ausrottung dieser gefaehrlichen Banden, genannt Partizanen, ein Gebot der Stunde sei.

Man erfahrt aber auch, dass diese Banden eine Organisation zeigen, die aller gegen sie aufgewendeten Machtmittel zu spotten scheint. Sie beweisen ihre Agilitaet durch taeglich und stuendlich vorkommende Gewaltakte aller Art, entziehen sich aber in der Regel dem Zugriffe der Gendarmen. Immer kommt das militaerische Eingreifen zu spaet. Wo Soldaten sind, gibt es keine Partizanen. Aber die Partizanen sind ueberall dort, wohin die Soldaten nicht kommen.

Je weniger Erfolg die Operation hat, umso mehr waechst der Eifer der Zivil- und Militaerbehoerden in der Verhaftung verdaechtiger Personen. Der Mitschuld verdaechtigt sind alle ukrainischen Bauern, auch ukrainische Funktionaere und Arbeiter und von vornherein alle Juden, obwohl diese in Ghetti eingeschlossen, am allerwenigsten imstande waren dem unheimlichen Treiben der Partizanen Vorschub zu leisten.

Die verschiedenen Sabotageakte ereigneten sich auch gar nicht in den Siedlungen, in denen Juden lebten, sondern auf dem flachen Lande, von wo alle Juden laengst deportiert worden waren. Trotzdem begann ein brutaler Vernichtungsfeldzug gegen diese Ungluecklichen, wo auch immer sie sich befanden. Konnte man sie nicht einer Tat ueberfuehren, so bestrafte man die Gesinnung. Sympathie fuer die Sache der Partizanen war die groesste Schuld und wer nahm nicht an, dass die Juden unfaehtig fuer die an ihnen begangenen Verbrechen Rache zu nehmen, den lebhaften Wunsch hegten die militaerische Niederlage ihrer Peiniger zu erleben? In ihr sahen die Glaebigen ein Gottesgericht und die Materialisten rechneten mit dem schliesslichen Zusammenbruch Deutschlands und der von ihm geknebelten Voelker, trotz verschiedener, auch von ihnen selbst eingestandener Irrtuemer, stets schon in allernaechster Zeit. Das war allen hinlaenglich bekannt.

Es steig daher der Judenhass bis zur Siedehitze. Man suchte nach Opfern um den leidenschaftlichen Hass zu befriedigen und fand sie. In den Dienst der geheimen Staatspolizei getretene Ukrainer waren die Angeber und wussten zu berichten, dass an Gold- und Kleidersammlungen fuer verarmte ukrainische Familien sich auch Juden beteiligt hatten. Man fand eine Liste von Personen, die tatsaechlich den Sammlern eine Kleinigkeit uebergeben hatten, teils in Unkenntnis der moeglichen Folgen, teils weil sie gewohnheitsgemaess keinem Leidenden eine Spende zu verweigern pflegten. Nun identifizierte die rumaenische Gendarmerie im Vereine mit deutschen Gestapo-Leuten diese Personen mit den Partizanen. Hatte man frueher einzelne Juden grundlos getoetet, so glaubte man jetzt einen Vorwand gefunden zu haben, um mit einemmal 217 Personen einzukerkern und gegen sie Torturen anzuwenden an denen gemessen die grausigsten des Mittelalters wie ein Spiel sich ausnahmen.

Die Ungluecklichen, in der ueberwiegenden Mehrzahl ortsansaessige Juden, von den hierher deportierten Juden war nur ein Bukowinaer Advokat und ein Arzt aus Bessarabien - wurden in der Nacht ausgehoben und abgefuehrt. Die verzweifelten Familien erfuhren niemals etwas ueber das Schicksal des Vaters, der Mutter, der Geschwister. Aber die Oerffentlichkeit war stets gut unterrichtet. Waehrend der „Untersuchung“, die 3 - 5- Tage andauerte und waehrend welcher Zeit die Opfer auch nicht einen Trunk Wasser bekamen, wurden sie erbarmungslos geschlagen, zuletzt ihrer Kleider und Schuhe beraubt, mehrere Kilometer weit verschleppt, und lebend oder tot in ein Massengrab geworden, das ueber ihnen zugeschuettet wurde. An den spaeter exhumierten Leichen wurden diverse Knochenbrueche, besonders an Unterkiefern, Schluesselbeinen und Armen festgestellt. Das Gebiss hatten fast alle verloren.

Gestaendnisse die waehrend der Tortur den Opfern des grausigen Sadismus abgerungen worden waren, fuehrten zu stets neuen Verhaftungen und niemand war seines Lebens sicher. Der Alpdruck wich erst nach dem Abzug der Deutschen und Rumaenen im Maerz des Jahres 1944.

II.

Um jene Zeit war in einem kleinen Hause am Rande des Ghetto eine besonders gedruckte Stimmung. Der Hausvater, ein ukrainischer Jude, hatte Grund zur Annahme, dass ihn die Polizei verfolgte. Er wusste naemlich dass sein Name auf der abgefangenen Liste der Spender fuer die Hinterbliebenen russischer Kriegsoepfer figurierte. Sein Schicksal schien besiegelt. Im Stillen beneidete er die Toten, die mit dem Sterben sich aller Qual entledigt hatten. Fuer ihn begann die groesste und schwerste Tortur: er musste warten, bis die Reihe an ihn kam, in Todesangst die Henker erwarten, die stuendlich in sein Haus kommen und ihn aus der Mitte der seinen zur Folterung und Hinrichtung verschleppen wuerden. Wer beschreibt die Naechte, die qualvollen Stunden, in denen auch das harmloseste Geraeusch auf der Gasse als ein sicheres Zeichen der Naehde der Henker galt? Wer die Lage der Frau und der verstaendigen Kinder? Furchtbar grausig war die Hoellenpein der Ungluecklichen. Aussichtslos schien auch die verwegenste Hoffnung. Jeden Morgen erfuhr er die Namen der Opfer der letzten Nacht und jeden Morgen begann von Neuem die Angst vor dem Unvermeidlichen, jene Angst die die Nerven laehmt und tropfenweise das Blut entzieht, die schreckliste Form des Todeskampfes, der Agonie.

Im Maerz 1944 besetzten die russischen Truppen die Stadt Bershad. Die Deutschen und Rumaenen waren fast lautlos abgezogen, aber umsomehr liessen die Flieger von sich hoeren. Um den Rueckzug der ihrigen zu decken, bombardierten deutsche Flugzeuge im Anmarsch befindliche russische Kolonnen. Eine Bombe, die ihr Ziel verfehlte, traf zufaellig ein altes Haus, dass in einem Augenblicke in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Am folgenden Tage suchten Juden unter den Truemern in denen man noch morsches Gebaelk, Stuehle, Tuerfluegel, Ofentuerchen, u.s.w. unterscheiden konnte, nach den Leichen die unter ihnen lagen.

Eines der Opfer war jener Jude, der dem Tode solange verzweifelt ins Auge sah und der sich gerettet waehnte, als die Rumaenen und Deutschen noch vor Abschluss der Untersuchung das Weite suchten.

Mai 1944

In der „Heimat“

Die Wohnung, aus der ich vor ungefaehr zwei Jahren von uniformierten Raubgesellen vertrieben wurde, ist unbesetzt, jedoch leergepluendert. Einige Buecher, noch mit meinem Namenszug auf der Titelseite, liegen verstreut auf dem Fussboden, in einer Ecke stehen geleerte Wein- und Likoerflaschen mit marktschreierischen Etiketten und legen beredtes Zeugnis ab von der Liebhaberei des gefluechteten Bewohners. Was nur irgendwie Wert hatte und nicht uebersehen wurde, fehlt; bloss Reste einer Korbmoebelgarnitur, ein defekter Eiskasten, ein Haemmerchen, eine Mandelmuehle, ein Kinderspazierstock, unbedeutende Kuechengebrauchsgegenstaende erinnern an unsere haeusliche Behaglichkeit von ehemdem.

Man muss an Wiederaufbau denken. Aber wo faengt man an? Woher sollen die Mittel kommen? Notwendige Bedarfsartikel aller Art sind waehrend des Krieges, bei Ausschaltung des freien Handels, ueberhaupt nicht erhaeltlich. Krank, gebrochen an Seele und Leib, ohne Kleidung und Beschuhung, ohne Lager, ohne Bett und Tisch, umgeben von den nackten Waenden des frueheren Heimes, erkenne ich erst voll und ganz, was Armut bedeutet. Die Verzweiflung treibt mich fort ....

In der Wohnung eines Verwandten finden wir ein Obdach. Endlich geborgen. Helle, gut eingerichtete Raeume, weisse, saubere Betten, freundliche Worte, wie lange haben wir euch vermisst. Ich bin muede ... ich will vergessen, ehe ich ein neues Leben anfangen. Ich will die Vergangenheit abschueteln, die mir die Sinne verwirrt, die Gedanken fernhalten, welche mir die Kehle zuschnueren, dass der Atem nur keuchend herauskommt, ich will mich von dem Alpdruck der auf der Brust lastet, freimachen. Muessen die Vorstellungen stets um einen trueben Punkt kreisen? Sollen wir bis ans Ende Sklaven unserer Vergangenheit sein? Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Also mutig an die Arbeit. Weg mit allen sentimentaln Anwandlungen, weg mit allen bangen Sorgen und laehmenden Erinnerungen, die wir so lange schon wie liebe, aber verzogene Kinder haetschelten. Aus dem Strome des neuen, der Arbeit und dem Erwerbe dienenden Lebens, will ich Lethe trinken. Liebe Seele, ich mute dir viel zu, wenn ich dich mit der Vergangenheit so jaeh brechen heisse, sei stark. Ich weiss, dass die Wunden noch offen sind, und bluten. Vergiss. Als ich noch jung war, dachte ich viel an die Erziehung des Willens. Zeige, mein liebes Ich, dass dein Freund nicht umsonst gestrebt und gelitten hat. Erweise dich stark, vergiss. Unterdruecke jeglichen Gedanken an Rache und Vergeltung, hege keine Hoffnung auf eine schoenere Zukunft, lebe nur in der Gegenwart. Vergiss, ich flehe dich an, hilf mir, vergiss.

Wie, du straeubst dich, du laesst mich nicht schlafen. Ich bin so muede, muede, wie ein unbeholfenes Kind, muede wie ein gebrochener Mann, so greisenhaft muede. Und dennoch lehntst du dich gegen mich, deinen Freund und Meister auf? Warum zwingst du mich, rebellische Seele, aufzuhorchen? Aus dem Nebel unferner Vergangenheit tauchen Gestalten auf,

sie draengen sich wie Gespenster an mich heran, ihrer werden immer mehr. Ich glaube sie zu erkennen. Da oeffnet der alte, bereits pensionierte Oberbaurat Sch. seinen sonst zu Scherzreden so bereit gewesenene Mund und fluestert deutlich, mir vernehmbar: „35 Jahre diente ich der Oeffentlichkeit, als ich mich zurueckzog schmueckten viele Orden meine Brust. Ich genoss die Ruhe. In einer Nacht riss mich rohe Gewalt aus meinem Heim, man verschleppte mich und meine Familie, man setzte mich dem nackten Elend aus. Ich darbtete, aber ich duldete und hoffte auf Rettung. Welche Enttaeuschung. Vor meinen Augen erschoss die Bestie mit menschlichen Zuegen meine Frau, dann meine geliebte Tochter. Ich musste ins Massengrab steigen, damit ich selbst schaufeln half, und wartete bis die Moerderhand mir den Revolver an die Schlaefe drueckte. Mein Sohn in der Schweiz weiss nicht, welchem Sadismus ich zum Opfer fiel. Ich bitte Sie, nicht zu schweigen. Ich beschwoere Sie, Sie sollen und muessen reden. Deswegen hat Sie das Schicksal den Ueberlebenden zugesellt“. Nun steckte Prof. K. seinen Kopf herein „Berichte“, ruft er flehend „das meine [...] Frau getoetet wurde, als sie die Herausgabe des Kindes verweigert dass die Moerderhand das Kind vor meinen Augen mit dem Lockenkoepfchen gegen einen Baumstamm schlug, so dass das Hirn herausquoll und wie der kleine, noch zappelnde Leichnam in weitem Bogen ins offene Grab geschleudert wurde. Berichte“.

„Auch ich war zugegen, als man mein geliebtes Kind in gleicher Weise toetete“, ruft die Dr. Jur. L., „sie haben meine alte Mutter getoetet und mich unbarmherzig geschlagen und dann erschossen.“

Alle, der Rechtsanwalt P. mit seinen starken Soehnen und der treuen Frau, der ergraute Chefredakteur W. mit Schwester und Nichte, alle die ich kannte und schaezte, sie alle draengen sich vor, sie wollen zu Worte kommen. Eine unuebersehbare Schar schuldlos Vernichteter, grausam ermordeter Opfer des Wahnsinns und der Luege. Redet nicht weiter, ich bitte Euch, lasst nicht mehr Eure Gespensterstimme ertoenen. Ich kenne Eure Leidensgeschichte. Ich weiss, dass man Euch angeblich zur Arbeitsleistung ueber den Bug fuehrte, dass man [...] Kranke, Alte und Kinder, alles was zu Strassenbau nicht genug gut erschien, sofort ermordete, dass man euch der Keider und sonstigen Habe beraubte, dass man euch zwang unter Peitschenhieben im Schneest[...] und in der Sonnenglut zu frohnen, und dass ihr zum Schluss, als alle Kraft aus den erschoepten Leibern geschwunden war, gezwungen wurdet, in das von euch geschaufelte Massengrab hinabzusteigen. Ich weiss es. Ich fuege mich Eurem Willen. Ich werde erzaehlen, was ich von Augenzeugen gehoert, was ich mit eigenen Augen gesehen, was ich am eigenen Leibe verspuert habe. Ich verspreche es. Ich hoffe, dass nach dem Kriege das Weltgewissen wieder erwachen wird. Die Luege muss enthront werden, nach dem Verfall der Logik, den wir schaudernd miterlebten, muss wieder die Wahrheit triumphieren. Die Nacht muss weichen, weichen vor dem Lichte, dass die verblendeten Augen erhellen, die kranken Gehirne heilen wird. Ich will das Weltgewissen anrufen, zu richten und zu urteilen; ich will so lange die Stimme erheben, bis man mich hoert.

Liebe Seele, du hast recht, ich darf nicht schweigen, j'accuse.

---

Erwaehnte Namen:

Advokat Schrenzel, Storojinetz  
Student Aronowitsch  
Ledermann, ehemaliger Spitalsdiener des jüd. Spitals, Czernowitz  
Rechtsanwalt Schaerf  
Dentist Gross  
Oberleutnant Breitag

## Eidesstattliche Erklarung

Heute, den November 1960 erschien vor mir, Dr. Josef Mosberg, Notar in Tel-Aviv, Jehuda Halevy Street 30, Herr Professor Dr. HERMANN STERNBERG, dessen Persoenlichkeit zu meiner Gewissheit durch Vorlage der Identitaetskarte Nr. 119456, die mit Lichtbild und eigenhaendiger Unterschrift versehen war, ausgewiesen wurde.

Die erschienene Person erklarte:

Ich will eine eidliche Erklarung abgeben. Ich weiss, dass eine falsche eidliche Versicherung strafbar ist, sowohl nach deutschen, als auch nach israelischen Gesetzen.

### I. Zur Person

Ich heisse Hermann STERNBERG, bin am 20. April 1887 in Sereth (Bukowina) geboren, wohnhaft in Tel-Aviv, Jad-Eliahu, Shderot Markus 10.

### II. Zur Sache

#### Schilderung des Vertreibungsvorganges

Am 11. Oktober 1941 musste ich meine Wohnung in dem mir gehoerigen Hause in Czernowitz, Jancu Zotta Strasse 1a (ehemals Josefgasse) verlassen und in das fuer die Juden der Stadt errichtete Getto ziehen. Die Wohnung wurde von Amts wegen versiegelt und ein gedruckter Zettel angebracht: Avereia Statului (Staatseigentum).

Nach ca. 3 Wochen durften ich und meine Familie (Gattin und zwei unmuendige Toechter) in die fruehere Wohnung zurueckkehren und wir lebten dort in einem haetaehnlichen Zustande (Ausgehverbot in den Abendstunden, Entzug von Lebensmittelkarten, Tragen des Judensternes, Verlust der Benuetzung von Eisenbahn, Post und Telephon, Ablieferung von Pretiosen aller Art, Schliessung des Bankkontos, u. v. a.

Am 28. Juni 1942 wurden wir aus der Wohnung verjagt und unter Polizeieskorte zum Bahnhof getrieben, um in Viehwagons nach Transnistrien gebracht zu werden.

Wir mussten die Wohnung samt Moebel und Hausrat unverschlossen zuruecklassen. In Transnistrien lebten wir unter unsaeglich schweren Bedingungen (Arbeitszwang, Flecktyphus, Hungeroedem, unbeheizbare Baracken, aeusserster Mangel an Nahrung und Bekleidung) in den Getti auf dem Steinbruch (cariera de piatre) in Czetwertinowka, Trostiantschek und schliesslich die laengste Zeit in Berschad (Ukraina) bis April 1944.

Nach Czernowitz zurueckgekehrt, fanden wir unsere Wohnung voellig ausgepluendert vor.